

Nordostpreußen

Eine Reise in den russischen Teil vom 17. Mai bis 25. Mai 2016

Erzählt von Käte Tober geb. Baltruschat aus Ebenrode-Stallupönen (Nesterow)

Anfang des Jahres 2016 teilte mir Frau Wiemer, 2. Vorsitzende der Kreisgemeinschaft Ebenrode, mit, nach langen Vorbereitungen seien nun die medizinischen Geräte für das Kreiskrankenhaus Ebenrode/Ostpreußen in Auftraggegeben worden. Gleichzeitig fragte sie mich, ob ich Zeit und Lust hätte, sie im Mai bei einer Reise nach Ebenrode zu begleiten, um diese Geräte im Krankenhaus an Ort und Stelle zu begutachten. Damals zögerte ich, Ebenrode wiederzusehen war verlockend, aber das Risiko und die Umstände für diese Reise schienen mir zu gewaltig. Frau Wiemer bat eindringlich um meine Zusage. Sie müsste offiziell zur 500-Jahr-Feier der Schloßberger (Pillkallen) und fahre mit eigenem PKW. Dazwischen könnten wir interessante Ziele aufsuchen. Für die Voraussetzungen der Reise würde sie sorgen, die Beschaffung des Visums, der Fährrpassage und der Unterbringung. Gegen diese Argumente gab es keine Einwände. Meine Bereitschaft mit Frau Wiemer privat mitzufahren wuchs, aber die Zweifel blieben. Bin ich in der Lage, mir diese Anstrengungen zuzumuten? Werde ich diese Reise gesundheitlich schaffen? Wie weit ist dort die Vegetation und die Witterung? Nicht alle Bedenken schwanden, als Frau Wiemer mich nach einigen Wochen erneut bedrängte. Der Visaantrag läuft, Schiffspassage Kiel – Memel sei bestellt, wir würden in der Alten Apotheke (Trakehnen) wohnen! Konnte ich noch dagegen entscheiden?

Eine Absage war unmöglich!

Unsere gemeinsame Reise nach Nordostpreußen, dem russischen Teil, Kaliningrader Oblast, mit Frau Wiemer, ihrem Mann Dr. Daunicht und mir war von da an beschlossene Sache. Still und leise begann ich mich auf diese Reise zu freuen. Vor Pfingsten waren alle Vorbereitungen abgeschlossen. Koffer und Tasche mit allen wichtigen Papieren standen am Dienstag, dem 17. Mai 2016, bereit, als ich an diesem Tage nachmittags um 15.30 Uhr mit dem 13er Bus zum Flensburger Bahnhof fuhr. Wir hatten vereinbart, Frau Wiemer holt mich vom Rendsburger Bahnhof ab, um gemeinsam nach Kiel zum Schiff zu fahren.

Frau Wiemer nahm mich ganz herzlich in den Arm, aber gleichzeitig rief sie ganz aufgeregt: „Hoffentlich fällt die Reise nicht ins Wasser.“ Der Kfz-Schein für das Auto war unauffindbar, ohne den kämen wir gar nicht aufs Schiff. Ihren Mann hatte sie inzwischen bei der Zulassungsstelle in Rendsburg abgesetzt, um ein Original-Ersatzpapier zu beschaffen. Hoffentlich habe die Behörde noch auf. Es war ein Dienstag, da schließt das Amt erst um 17.30 Uhr. Ein Stein fiel allen vom Herzen. Herr Daunicht wedelte uns mit dem Papier freudig entgegen, als Frau Wiemer und

ich die Zulassungsstelle betraten. In letzter Minute hatten die Beamten das begehrte, wichtigste Papier ausgefüllt. Die Reise war gerettet.

Hoherfreut über soviel Glück machten wir uns auf den Weg zur Fähre. Das Wetter war bedeckt, trotzdem genossen wir die Fahrt vorbei an gelbblühenden Rapsfeldern, dem satten Grün der Wiesen und Bäumen. Bald erreichten wir Kiel über die Autobahn, mitten im Feierabendverkehr. Wiemers kannten sich aus, steuerten geschickt über die vollen Straßen und Plätze zum Liegeplatz der Schiffe am Ostuferhafen. Wider Erwarten, einen Tag nach den Pfingstfeiertagen, herrschte auf dem Vorplatz der Abfertigungshalle wenig Betrieb. Ein paar Lastwagen rollten heran, eine Motorradgruppe in schwarzem Lederdress begab sich mit Papieren in den Händen zur Halle. Einige Passagiere, mit Koffern und Taschen bepackt, eilten ein wenig aufgeregt durch das Eingangstor, um nur nicht den Shuttle zum Schiff zu verpassen. Der Weg dorthin ist weit und unübersichtlich. Reibungslos und ohne Hektik kontrollierten die Beamten unsere Papiere. Mit einem „Gute Reise“ und einer Check-in-Karte machten wir uns auf zum Einreiseter des Terminals. Bis zur Abfahrt um 20 Uhr hatten wir noch genügend Zeit, trotzdem zeigte es sich, so unberechtigt ist das frühe Eintreffen der Lkw und Autos nicht, denn bis die ganze Ladung verstaut ist, brauchen die Einweiser Stunden.

Fasziniert beobachteten wir den Verladevorgang, einmal vom Kai in der Warteschlange, später an Bord des Schiffes. Mit Handzeichen „Komm“ oder „Abwarten“ dirigierte die erfahrenen Jungs mit Augenmaß und Funkgeräten die entsprechenden, unterschiedlich schwer beladenen Fahrzeuge an die richtigen Stellplätze im Schiff, um dort mit Ketten verankert zu werden. Fast leer lag die Pier vor uns, als per Funk das Kommando „Leinen los“ ertönte. Dichtgedrängt beugten sich die Passagiere über die Reling, jeder wollte das Ablegemanöver verfolgen. Gurgelnder weißer Wasserschäum spritzte auf, die starken Motoren vibrierten durch das ganze Schiff, die Seitenruder schoben sehr langsam den Riesen von der Kaimauer. In weitem Kreis, wie auf einer weißen Wasserstraße, bog die „Athena Seaways“ ostwärts in die Kieler Förde ab, um die Fahrt Richtung Memel-Klaipeda aufzunehmen.

Es war schummrig geworden, starker Wind blies über die Decks, wir drei verspürten plötzlich Hunger. Frau Wiemer holte ihre Kühltasche mit allerlei köstlichen Esswaren und Getränken aus der Kabine. In einer geschützten Ecke ließen wir uns das abendliche Picknick bei Wind und Wetter herrlich schmecken. Im Abendlicht passierten wir den leeren Strand mit vielen Strandkörben von Laboe. Das beeindruckende Marinedenkmal mit dem U-Boot tauchte gleich dahinter auf, bis wir nur noch schwach in der Ferne einen schwarzen Küstenstreifen ausmachten. Die offene See lag vor uns, eine lange dunkle Nacht umfing uns. Die Motoren stampften gleichmäßig und beruhigend. Erst jetzt bemerkten wir, wie durchgefroren wir waren.

In den hellen, warmen Aufenthaltsräumen lachten, aßen und schwatzten die Passagiere. Wir setzten uns an die Bar, tranken ein paar Wodka, unsere Lebensgeister wurden geweckt von dem starken Getränk. Es wurde dann noch ein gemütlicher Abend. Die Freude auf unsere Ostpreußenreise versetzte uns in frohe Stimmung. Wir lachten, scherzten, jeder wusste was zu erzählen und der Rotwein zeigte seine Wirkung. Ein bisschen beduselt, aber froh gelaunt, suchten wir unsere Kabinen auf und fielen todmüde in den Schlaf der Glückseligkeit.

Mittwoch, 18. Mai 2016

Die Nacht war vorbei! Draußen wehte ein laues Lüftchen, es war warm, die Sonne schien und wie Funken glitzerte das Wasser auf der endlosen Ostsee. Um die Mittagszeit schien die behagliche Ruhe des Vortages sich in fast unmerkliche Geschäftigkeit zu wandeln. Hier und dort lief ein Matrose herum, Türen wurden auf- und zugeschlagen, die Mannschaft schaute öfter auf die Uhr, die die litauische Zeit angab, eine Stunde vorstellen. Um die lange uns noch bevorstehende Anfahrzeit nach Trakehnen zu überstehen, machte ich noch ein Mittagsschläfchen in der Kabine. Plötzlich schreckte ich hoch. Die Motorengeräusche ebten ab, das Schiff fuhr langsamer, Gerenne auf den Fluren! Sollten wir Memel schon erreicht haben? Ein Blick auf die Uhr bestätigte meine Vermutung, es war 15.30 Uhr. Ich stürmte an Deck, viele Passagiere standen an der Reling und verfolgten die Einfahrt in den Memeler Hafen.

Den Anblick vom Schiff vom weißen Strand und Dünen der Kurischen Nehrung und besonders die eigentliche beeindruckende Einfahrt ins Memeler Tief hatte ich verpasst. Bei strahlendem Sonnenschein glitt die „Athena Seaways“ linksseits, also Backbord, an Memels Silhouette vorbei. Riesige Öltanks, Speicher, Schiffe verschiedener Art, Kräne, große, kleine Holzstämme hoch aufgestapelt, Bunker, Schrotthalden, verbreiteten Hafensphäre. Dann leuchteten die K-Türme des Klaipeda Hotels auf. Die zwei Türme sind so winklig gebaut, aus der Entfernung senkrecht gesehen, ergibt sich daraus ein K – wie Klaipeda, vormals Memel. Die Gilgemündung, dann die Fähre, die ständig hin- und herpendelt, um Güter aller Art, Autos und Lastwagen, Busse vom Festland auf die Kurische Nehrung zu transportieren, schoben sich ins Bild. Gleich darauf die neue Speicherstadt mit der Kehr wiederstatue, dem winkenden Jungen. Steuerbords, rechtsseitig, bot sich dem Auge ein ganz anderes, lieblicheres Bild. Hellgrüne Bäume, Wiesen, an manchen Stellen schimmerte dazwischen weißer Dünensand. Der grüne Streifen der Bäume zog sich weit in die Ferne bis zum Horizont entlang. Das ist sie, die Kurische Nehrung, der Anfang oder das Ende dieser eigentümlichen Landschaft.

Am Anfang dieser bewaldeten Landzunge erhebt sich das wuchtige, im Backsteinstil

erbaute Meeres-Aquarium. Um dort hinzukommen, verbindet eine schnurgerade Kaimauer-Straße den Fähranleger mit der Nehrungsspitze. Dazwischen säumen ein paar alte Fischerkutter und Anker als Museumsstücke den Weg, und einige stilvolle Villen aus früheren, besseren Zeiten leuchten zwischen den Bäumen durch. Langsam schob sich unser Dampfer bis fast zum Ende des Hafenkais, bis zu seinem angestammten Liegeplatz seiner Reederei. Punkt 16.30 Uhr stieß die Fähre sanft an die Stoßpolder, leise schwabte das Wasser gegen die Bordwand. Die Motoren verstummten, das Schiff hatte angelegt. Sofort begann geschäftiges Treiben. Die Autofahrer hasteten zu ihren Fahrzeugen. Kurz nach dem das Schiff vertäut und die Lucken herabgelassen waren, rollten die ersten Lastwagen von Bord.

Auch wir beeilten uns, das Schiff zu verlassen, denn ein weiter Weg lag noch vor uns. Schnell fanden wir die große Kreuzung, die Straße 141, die nach Heydekrug-Silute führte. Mäßiger Verkehr ermöglichte zügige Fahrweise, die Sonne schien, wir waren guter Dinge, die liebliche Landschaft flog abwechslungsreich an uns vorbei. Heydekrug tauchte auf. Wir fuhren über den mir wohlbekanntem, großen Marktplatz, bogen in die Hauptstraße ein, vorbei an der berühmten Kirche, mit der blaubemalten Freskenaltarwand. In den Geschäften beidseitig der Straße herrschte reger Einkaufsbummel. Fröhliche, gutgekleidete Leute lachten und schwatzten an allen Ecken. Ich staunte, so viele alte Gebäude, ebenso Holzhäuser, sind trotz Kriegseinwirkungen in Heydekrug erhalten geblieben. Die Stimmung da draußen fühlte sich fast so vertraut an, wie damals als Kind, wenn ich in Heydekrug meine Tante besuchte.

Als wir in Pogegen einen kurzen Stopp einlegten, erinnerte ich mich sofort an die erbitterten Kämpfe, die während des 2. Weltkrieges Ende 1944 hier stattgefunden haben. Heute macht der Ort einen freundlichen, friedlichen Eindruck. Schöne Hotels, schmucke Wohnhäuser und öffentliche Gebäude an sauberen Straßen zeugen von Aufbauwillen und Fortschritt. Nun war es bis zum russischen Grenzübergang nicht mehr weit. Die Spannung stieg, hoffentlich dauern die Kontrollen nicht so lange.

Zirka 5 bis 6 km vor der Grenze – Tilsit - gibt es eine große Kreuzung (Verbindungsstraße zwischen der 141 und der A 12). Genau an dieser Kreuzung, links, entdeckte ich das eindrucksvolle Mahnmal der „Wolfskinder“. Vor Jahren, während einer Reise, sah ich mir diese Stätte genauer an. Heute aber drängte die Zeit. Mit großen Erwartungen näherten wir uns Tilsit, überquerten die „Tote Memel“, in der Ferne rechts tauchte die große stählerne Eisenbahnbrücke auf. Der Verkehr nahm zu, Laster und Autos rollten vermehrt Richtung Grenz-Übergang. Auf der litauischen Seite wurden wir zügig abgefertigt. Im Abendlicht glitzerte der träge fließende Memelfluß uns entgegen. Wir fuhren langsam über die neukonstruierte Louisenbrücke, am Ende tauchte schon das frühere prachtvolle Eingangstor zur Brücke auf. Dann war Schluß, mitten auf der Brücke mussten wir anhalten, hinter

einem Lastwagen, der uns die Sicht nahm. Zur Zollabfertigung hatte sich eine Autoschlange gebildet. Nun hieß es warten, abwarten bis es weiterging. Inzwischen ging es auf halb 6 Uhr zu. Zuerst fanden wir es ganz interessant, uns umzusehen, was da so um uns herum geschah. Grenzgänger von hüben nach drüben passierten die Brücke mit mehr oder weniger gefüllten Tüten. Ältere Angler hockten am Memelufer und hofften auf einen Fischfang. Allmählich nahm das Interesse ab, wir starrten nur noch auf die Autoschlange, dort bewegte sich rein gar nichts, die rote Ampel am Zollhof hinter dem Memeltor zeigte immer nur rot an. Die Zeit verran, unsere Geduld wurde auf einen harte Probe gestellt. Endlich sprang die Ampel auf grün, aber nur ein Fahrzeug wurde herangewinkt. Es dauerte fast zwei Stunden, ehe wir an der Reihe waren. Umständlich und peinlich genau kontrollierten die Beamten unsere Pässe mit Gesichtsblicken. Besonders die Visakarten wurden mit Hilfe von Computern eingehend begutachtet. Schließlich waren wir Touristen aus der EU, die in die russische Föderation einreisen wollten. Nach dieser Prozedur dachten wir abfahren zu können. Aber nein, nun wurde der Wagen gecheckt, Pakete, Koffer geöffnet, sind Waren dabei, die verzollt werden müssen? Mit noch größerem Interesse wurden die Wagenpapiere, Zulassung, Versicherung geprüft. Wiemers mussten ein Formular ausfüllen, das nur auf russisch geschrieben war. Zum Glück sprach ein freundlicher Beamter deutsch und half beim Ausfüllen. Überaus höflich bedankte sich Frau Wiemer für seine Hilfsbereitschaft, und dann endlich, nach drei Stunden nervlicher Belastung, hob sich der Schlagbaum zur Weiterfahrt. Ein Stein der Erleichterung fiel uns vom Herzen. An keinem der Einreise-Dokumente gab es Beanstandungen.

Ganz in der Nähe der Zollstation fuhren wir eine Tankstelle an, um keine Pannen unterwegs zu riskieren. Außerdem war der Dieselpreis so niedrig und Frau Wiemer konnte sogar mit IC-Karte zahlen. Auf dem schnellsten Weg verließen wir Tilsit Richtung Ragnit auf der gut ausgeschilderten A 198. Diese Straße ist die beste Verbindung nach Gumbinnen und in einigermaßen gutem Zustand. In Ragnit, im Vorbeifahren, entdeckte ich die roten Mauerreste der dortigen ehemaligen Ordensburg. Ebenso konnte ich jenseits der Memel die bewaldeten Höhenzüge mit dem sagemumwobenen Rombinus erkennen. Alles Ziele früherer Reisen.

Herr Daunicht, Frau Wiemers Mann, war nicht nur ein hervorragender Ornithologe, sondern auch ein guter Autofahrer. Mit viel Orientierungssinn verfehlte er nie die Richtung oder eine Wegabiegung. Zügig ging die Reise voran, so manches Schlagloch umfuhr er mit Bravour, trotzdem wurden wir im fahlen Abendlicht ganz schön durchgerüttelt. Kurz vor Breitenstein verzauberte uns ein herrlicher glutroter Sonnenuntergang. In Breitenstein erinnerten Frau Wiemer und ich uns, an das kleine vielfältige Museum eines ehemaligen Kriegshelden. Was aber dort besonders auffiel, es gab nicht mehr so viele Störche und Nester in den Bäumen und der Turmruine rund um die alte verfallende Kirche. Endlich, in der Ferne verkündete ein heller

Lichterschein, Gumbinnen ist in Sicht. An der großen, übersichtlichen Kreuzung (Hauptstraße Königsberg-Eydtkau) bogen wir in Richtung Ebenrode ab, um bald darauf an der nächsten Kreuzung nach Trakehnen zu fahren. Inzwischen wusste ich, in der „Alten Apotheke“ nehmen wir kein Quartier, weil Gerhard Scheer mit seiner Schloßberger Reisegruppe das ganze Haus belegte. Frau Wiemer hatte daher umdisponiert, unsere Unterkunft sei nun im alten Forsthaus in Warnen.

Kaum ein Haus in Trakehnen war noch beleuchtet, auch die „Alte Apotheke“ lag im Dunkeln. Zielsicher bog Herr Daunicht bei Rodebach-Enzungen in die Straße nach Tollmingkehmen ab. Dunkle Nacht umfing uns, die kleinen Ortschaften flogen im Scheinwerferlicht vorbei, die Alleebäume rauschten im Fahrtwind, die Straße erschien mir wie eine Schotterpiste. Durchgerüttelt erreichten wir schließlich Tollmingkehmen, den früheren Bahnhof erkannte ich sofort. Wir holperten über die stillgelegten Gleise der früheren Bahnverbindung Ebenrode-Goldap. Nach ein paar Kilometern erreichten wir erschöpft und müde gegen 23.30 Uhr das alte große Forsthaus in Warnen. Erleichtert und froh nach langen Fahrstunden, stellte Herr Daunicht den Motor ab, das Ziel war erreicht. Dunkelheit und Stille umfing uns, ein paar Vogelstimmen hörten wir, was Herrn Daunicht inspirierte, diese Laute zu deuten. Plötzlich sprang Frau Wiemer aus dem Auto, stürmte zur sehr schwach beleuchteten Eingangstür die Steinstufen hinaus, um zu sehen, ob Marina, die Besitzerin, uns noch erwartete. Sie schlief schon, stattdessen begrüßten uns ein paar andere Gäste, Freunde von Frau Wiemer, die im riesigen Wohn- und Eßraum gemütlich tranken und plauderten. Herzliche Fröhlichkeit erfüllte den Raum, wie alte Freunde sprachen und lachten alle durcheinander, dabei fehlte der Wodka nicht. Frau Wiemer mahnte bald zum Aufbruch, ein langer Tag lag hinter uns und ein ebenso langer Tag lag morgen vor uns. Gute Nacht, schlaft gut!

Donnerstag, 19. Mai 2016

Ein strahlender Morgen brach an. Ich beeilte mich, aus den Federn zu kommen. Das Frühstück lockte, denn tags zuvor hatte ich kaum etwas gegessen. Außerdem hatte Frau Wiemer um 10 Uhr eine Verabredung mit Nesterows Landrat Olec Kutin. Nach und nach fanden sich die Gäste zum Frühstück ein. Reichgedeckt war der Tisch mit Wurst, Käse usw. und besonders mit der selbstgemachten Glumse (Quark) und dem unnachahmlichen Schmand. Kaffee, Tee und gebratene Eier, zwei oder drei je nach Wunsch, brachte Marina frisch zubereitet aus der Küche.

Vorher bewunderte ich die alte Bauweise des Forsthauses. Hohe große Räume, breite Fenster und Türen, guter Holzfußboden, gediegene Wohnkultur. Das Mobiliar stammte meines Erachtens noch aus der guten, alten Zeit. Alte, reichverzierte, zum Teil geschnitzte Schränke, mindestens 20 hochlehnlige reichverzierte Stühle standen

an den Wänden und rund um den riesigen Esstisch. Hirschgeweihlampen hingen an den Decken. So prachtvoll und gediegen stellte ich mir immer ein Forsthaus vor. Heute sind das russische Ehepaar, Marina und Sergeij Sajez, die Besitzer des Forsthauses mit großen Ländereien und Rindviehhaltung. Die vielen Räumlichkeiten des Hauses machen es möglich, damit eine Pension zu betreiben und darüber hinaus Tagesgäste zu bewirten mit Mittagessen oder Kaffee und Kuchen.

Frau Wiemer, schon elegant gekleidet, schwarzes enges Kleid und buntem drapiertem Schal, begrüßte die Frühstücksgesellschaft gut aufgelegt und fröhlich. Wirkte trotzdem etwas angespannt mit dem Handy in der Hand, denn sie konnte Tatjana, die Dolmetscherin nicht erreichen, das Treffen mit Kutin sei um 10 Uhr, mit den Handy-Verbindungen klappte nicht alles. Selbst ich sah ein, Frau Wiemers Sorgen waren berechtigt. Aber irgendwie löste sich die gesamte Aufregung dank der bedächtigen russischen Mentalität. Wiemers frühstückten in Ruhe mit frischgebratenen Eiern, Tatjana konnte in einer halben Stunde da sein. Die Verspätung im Rathaus in Ebenrode könnte sie irgendwie entschuldigen.

Mit den übrigen Gästen, besonders ein ebenso interessierter Mann und ich, gingen wir in den geräumigen Hof, um das Grundstück in Augenschein zu nehmen. Zuerst bewunderten wir das gut erhaltene Backsteinhaus der Försterei. Im Hof standen unzählige, riesige Trecker, Mähdrescher, Pflüge und andere mehr oder weniger gepflegte Landmaschinen. Hinter dem Haus, auf einem abschüssigen Gelände, standen riesige Stallungen für Milchkühe, dazu gehörende Misthaufen, Unordnung dazu, auch wieder dazwischen Landmaschinen, und etwas abseits das Gerüst für einen neuen Stall. Dahinter dehnten sich weite Wiesenflächen aus. Der andere Besucher und ich wunderten uns sehr! Er sagte mir, die Russen hätten den großen Hof gekauft, hätten 200 Milchkühe, die Milch ginge nach Insterburg oder Gumbinnen in die Meierei. Na gut, wie sollte man diese Lage betrachten? Wie kamen die Leute zu dem Landbesitz, woher stammte das Geld für die Landmaschinen? Weit und breit im Umkreis gibt es keinen Privatbesitz! Marina und ihr Mann mögen klein angefangen und geschuftet haben, aber soviel Gewinn, selbst in einem Jahrzehnt, kann nicht erwirtschaftet werden. Diese Fragen interessierten uns brennend, leider bekamen wir von Niemanden eine Antwort.

Tatjana, die Dolmetscherin, war inzwischen angekommen. Frau Wiemer und sie bedauerten noch einmal wortreich den plötzlichen Tod des langjährigen Dolmetschers der Kreisgemeinschaft Ebenrode. Frau Wiemer zeigte uns trotz der Eile den Gedenkstein auf dem Wirtschaftshof Warnen für diesen verdienstvollen Mann. Kurz vor 10 Uhr sprangen Frau Wiemer, Tatjana und ich ins Auto. Herr Daunicht zeigte seine Fahrkünste wie ein Rennfahrer, jagte in atemberaubendem Tempo über die Schotterstraße, wollte den Löchern ausweichen, was bei dem Tempo unmöglich war. Ich dachte, mir bricht das Kreuz ab. Frau Wiemer meinte, diese Raserei müsste

der Wagen aushalten. Bei Rodebach-Enzungen änderte Herr Daunicht die Fahrtroute, er bog ab in Richtung Ebenrode über Stolzenau, Lengfriede. Der weit sichtbare Ebenroder Wasserturm zeigte uns schon lange den Weg. Am Ebenroder Friedhof fuhren wir in die Stadt ein, die Goldaper Straße entlang zum Alten Markt. Dort wo einst die Gebäude der Firma Neiß standen, steht heute das Ebenroder – Nesterows – Rathaus. Eiligst stiegen wir aus, da sagte Tatjana, wir bräuchten keine Entschuldigung, denn Tatjana sah eine Gruppe junger Leute das Rathaus verlassen, die ihrer Meinung nach wohl einen Termin bei Kutin gehabt hätten.

Als wir ins Gebäude traten, ich den Eingangsbereich und die Treppen sah, wusste ich sofort, hier bin ich vor Jahren mit Dr. Kuebart gewesen, mit Scheers-Reisen. Nach der formellen Anmeldung durch Tatjana wurden wir ins nicht besonders komfortable Sprechzimmer des Landrats Kutin geführt. Mit anwesend war der Bürgermeister von Ebenrode, ein schlanker gutaussehender Mann, Mitte 40, mit sehr hellen wachen blauen Augen. Olec Kutin begrüßte uns höflich. Frau Wiemer stellte uns vor, leider vergaß sie zu sagen, mich müssten sie kennen wegen der Spende für das Krankenhaus. Egal, ich glaube Frau Wiemer war etwas nervös, einmal wegen des Umstandes und der Schwierigkeiten wegen des Dolmetschens, zum anderen wegen ihrer Mission, die schwierig werden konnte. Es ging um den Turm des Landstallmeisterhauses in Trakehnen, um die Handwerker, die Spendengelder veruntreut hätten. Ihr Anliegen richtete sie an Herrn Kutin mit der Bitte, der Sache nachzugehen und sich eventuell dafür einzusetzen. Ein bisschen ratlos schaute Herr Kutin drein, ließ sagen, von der Sache wüsste er gar nichts, stellte Nachfragen! Nach einigem hin und her versprach er Frau Wiemer, sich der Sache anzunehmen und Nachforschungen einzuholen. Es wurde dann noch ein bisschen privat, er fragte mich, wo ich geboren wäre, als ich erwiderte hier in Ebenrode 1931, da freute er sich ganz stolz, er sei in Nesterow Anfang der 60er Jahre geboren. Großes Gelächter über soviel Gemeinsamkeit. Nach ein paar Fotos bat er uns um Nachsicht, die Audienz abbrechen zu müssen, er habe einen Termin in Kaliningrad, der unaufschiebbar sei. Mit dem Versprechen, sich um Frau Wiemers Angelegenheiten zu kümmern, wurden wir überaus freundlich verabschiedet und hinausbegleitet. Mich beschäftigte der Gedanke so ganz spontan, Entschuldigung wenn ich es so ausspreche! Kann man wirklich jedes Wort in eine fremde Sprache umsetzen, den eigentlichen Sinn so übersetzen, dass beide Partner sich wirklich verstehen? Bei der Dolmetscherei schleichen sich bei mir immer Zweifel ein.

Auf der Rathauptreppe machten wir ein paar Fotos und sprachen sehr angetan von diesem Besuch. Der Blick schweifte über den Altstädtischen Markt, ich erklärte Frau Wiemer, wo früher die Geschäfte der einzelnen Kaufleute und Handwerker gestanden haben. Vom Apotheker Keil gegenüber, dort wo 1915 die Kaiserin Stallupönnen nach dem Russeneinfall und dem Wiederaufbau besuchte. Die Konditorei Stoll, Modehaus Werwarth, das Schuhgeschäft Salamander, Papierwaren

Klutke, die Hotels Hardt und Cabalzer, Ausspahn Wiesemann, und einige Namen mehr fielen mir ein.

Ich sah die Stadt vor meinem inneren Auge plötzlich so lebendig vor mir, als wären keine 70 Jahre vergangen. Zwischen diesen Erklärungen sah ich einen großen Audi vorfahren, ein Chauffeur öffnete die Tür, Herr Kutin stieg ein, und entschwand Richtung Königsberg. Siehste, auch die Herren Russen wissen die Privilegien der Führungsschicht zu schätzen.

Noch etwas anderes erregte mein Interesse. Überall sah ich Bauvorhaben. Das Rathaus bekam neue Türen und Fenster, der Putz wurde erneuert, die Fußböden neu mit Fliesen verlegt. Auch am geplanten Hotel am Markt in Ebenrode arbeiteten Handwerker. Der Zeitpunkt der Eröffnung ist allerdings noch ungewiß. Einige alte Wohnhäuser in der Kasseler Straße und anderswo sind saniert worden und erhielten einen neuen farbenfrohen Anstrich. Eine erfreuliche Entwicklung.

Frau Wiemers Reise nach Ostpreußen in Ebenrode als 2. Vorsitzende der Kreisgemeinschaft und Schriftführerin des Heimatbriefes beruhte auf rein geschäftlicher Basis. Viele Gespräche und Angelegenheiten sind nur vor Ort zu klären und zu verwirklichen. So beschlossen wir, der städtischen Stadtschule einen inoffiziellen Besuch abzustatten, die Ebenroder Kreisgemeinschaft dem Direktor vorzustellen. Herr Brandstätter hatte vor einiger Zeit im Zuge einer Hilfsgüterfahrt und als „Privatmann“ Kontakte zur Schule geknüpft. In diesem Zusammenhang lud er den Direktor Gurjew und die Deutschlehrerin Anna Koleskina zu einem Treffen nach Hermannsburg bei Celle, der ehemaligen Realgymnasten und Luisenschüler ein. Herrn Brandstätter kannte ich von Kassel, als er von meiner Reise nach Ebenrode erfuhr, bat er mich, Grüße an die Lehrer zu bestellen.

Am Haupteingang der Schule wurden wir von einer Pförtnerin empfangen. Tatjana dolmetschte unser Ansinnen. Ich war glücklich, meine alte Volksschule noch einmal von innen zu sehen, die ausgetretenen Stufen hochzulaufen, das altmodische Gelände zu berühren, die Klassenräume zu betreten. Ich kam mir selbst vor, als ob ich ein Schüler von diesen Jungen und Mädchen wäre, die hier brav herumliefen. Nach kurzer Zeit erschien ein großer, sympathischer Mann, Direktor Gurjew, zeigte sich auf deutsch sehr erfreut über unseren Besuch. Nach Frau Wiemers Erklärungen, ließ er sofort nach der Deutschlehrerin Anna rufen, die gerade Unterricht gab. Tatjana wurde fast nicht mehr gebraucht, weil die Unterhaltung sich nur noch auf deutsch fortsetzte. Ich konnte die Grüße von Herrn Brandstätter überbringen, fragen, ob die bestellten Visa angekommen wären? Hoherfreut bestätigten beide den Eingang der Dokumente und die Aussicht auf diese ungewöhnliche Reise. Der Direktor zeigte uns die Klassenräume, die sehr gutes Mobiliar aufwiesen, den neuen und den alten Teil der Schule, schließlich läge die Schülerzahl bei 600 Kindern. Die Räume wirkten sehr sauber, hell und freundlich. Während der Pause lärmten die

Kinder auf den Fluren, aber ich hatte das Gefühl, dieser Lärm schien eine Freude zur Pause zu sein, befreiend vom Unterricht, eine Erholung mit Spiel und Spaß. Ich sah weder Geschubse noch Gezänke, hier in der Schule benahmen sich die Kinder vorbildlich. Im Vorbeigehen knickten die Mädchen in ihrer schmucken Schulkluft höflich kichernd, und wünschten auf deutsch einen schönen guten Tag. Der Direktor wurde nicht müde, uns die gesamte Schule zu zeigen und ihre Vorzüge zu erläutern. Da gab es den großen Eßsaal, Frauen kochten in der sauberen Küche das Essen für die Ganztagschüler. In der geräumigen Aula probten Schüler gerade auf der Bühne ein Theaterstück. Eine Sporthalle mit Turngeräten schloß sich an und auf dem Schulhof spielten die Jungs Fußball. Selbst weniger begabte oder lernschwache Kinder werden an dieser Schule gesondert betreut. Diese, meine frühere Schule, hinterließ auf alle einen tadellosen Eindruck. Auch hier in Russland wird Wert auf eine gute Ausbildung gelegt. Welche Verbindung die Kreisgemeinschaft mit der Schule eingeht, wird sich zeigen, Ansätze sind gemacht.

Auf der gemütlichen Rückfahrt zum Forsthaus, eröffnete Tatjana uns, wir müssten in ihre Pension umziehen, weil Marina aus Versehen, andere früher gebuchte Gäste vergessen hätte. Kein Problem, wir packten unsere Siebensachen, fuhren ein paar Kilometer weiter nach Schönheide. Tatjanas Pension lag malerisch im Sonnenlicht auf einer Anhöhe am Waldrand, umgeben von einem hübsch angelegtem Garten, der rundum eingezäunt war. Das schmiedeeiserne Tor vermittelte Geborgenheit und Schutz, um ungebetene Gäste fernzuhalten. Außerdem bewachten zwei Hunde mit ihrem Gebell das Grundstück. Schnell stellten wir unser Gepäck in die für uns vorbereiteten Zimmer, Wiemers im 1. Stock, ich unten, gleich neben dem geräumigen Badezimmer, um mir die Treppe zu ersparen.

Nun wollten wir unbedingt an den Marinowo See fahren, ein wenig durchatmen, die Ruhe genießen. Die Fahrt erwies sich als besonders reizvoll. Auf schmalen Pfaden mitten durch die Rominter Heide, Stille ringsum, erreichten wir den See. Vor dem Weg zum Ufer stand eine riesige Plakatwand mit dem Bild der früheren berühmten Gaststätte am Marinowo See. All das interessierte Frau Wiemers Mann wenig, er schnappte sich sein Teleobjektiv, lief ans Ufer zum Waldrand, um Vögel zu hören und zu identifizieren, besonders hoffte er auf gute Fotos. Sein Ornithologenherz schrie plötzlich voller Begeisterung. In einer Astgabel entdeckte er in einem Baumnest eine Rarität, ein Weißrückenspecht-Pärchen, das seine Jungen fütterte. Erklärte uns auf, in Schleswig-Holstein ist dieser Vogel total ausgestorben, ab und an wird dieser Vogel noch in Bayern gesichtet. Aber in Ostpreußen, unglaublich? Herr Daunicht freute sich unbändig, er wurde nicht müde, die Vögel in allen Flugbewegungen zu fotografieren. Selbst das Geschlecht der anfliegenden Vögel beim Füttern der Jungen konnte er mühelos bestimmen.

Frau Wiemer und ich schlenderten zum See, genossen die Ruhe, das blanke Wasser,

nur ein herumschwimmendes Bläshuhn warf kleine Wellenkreise. Die weißen Wolkenhaufen spiegelten sich mit dem hellgrünen Wald, dem Himmelsblau im See. Spiegelbild und Realität wuchsen zu einer Einheit zusammen, dazu wogte der Schilfsaum im leisen Wind. Ein einsamer Angler saß auf einem Steg am Uferrand, regungslos. Diese Szenerie wirkte wie ein Gemälde. Auf der Rückfahrt durch die grüne, fast undurchdringliche Rominter Heide hing jeder seinen Gedanken nach. Voller Demut bewunderte jeder diese wunderbare, herrliche Natur.

Um dem Abend noch einen krönenden Abschluß zu verleihen, fuhren Frau Wiemer und ich zum Einkaufsmarkt ein paar Kilometer nach Tollmingkehmen, um eine Flasche Wein oder Sekt zu besorgen. Bei Tatjana wechselte sie ein paar Euro in Rubel (1 zu 7). Der Laden wirkte wie ein Wohnhaus, kleine Fenster, normaler Hauseingang mit Treppe, einstöckig, nur ein kleines Blechschild mit russischen Schriftzügen, wies auf ein Geschäft hin. Der Laden sah aus wie ein Supermarkt im Kleinformat. Es gab buchstäblich alles, angefangen von der Nähnadel, Seife, Lebensmittel, Dosen, Getränke, Eis, Wurst, Käse, fein säuberlich in Regalen angeordnet oder gestapelt. Kühltresen sorgten für Frische und Haltbarkeit von Fleisch, Fisch und Molkereiprodukten. Als wir am Weinlager ratlos dreinblickten, was wir nehmen sollten, bequeme sich eine der Frauen, die im Hintergrund saßen, zeigte aufs Etikett, der Handel war perfekt. Wozu noch mehr tun, lautete ihre Devise, sie, die Frauen sollten nur kassieren.

Ein leckeres Abendessen nach russischer Art, Reis mit Fleisch, gut gewürzt, Salate erwartete uns bei Tatjana in der Küche. Selbst-gemachter Obstsaft löschte den ersten Durst, der obligatorische Wodka stand daneben, der selbstverständlich vor dem Essen probiert werden musste. Frau Marlene Hensel aus Lübeck, ein langjähriger Gast bei Tatjana, leistete uns Gesellschaft. Sie erzählte uns von den Gepflogenheiten der Pension und der überaus freundlichen russischen Gastfreundschaft. Dazwischen, und das erstaunte mich ungemein, tippte jeder auf seinem Handy herum, um Verabredungen zu treffen, Informationen einzuholen, Gespräche zu führen. Frau Hensel beschäftigte sich mit ihrem Laptop. Nachrichten aus Deutschland schienen ihr wichtig zu sein. Wiemers versuchten ihre Navis zu optimieren. Jeder hatte ein Ding in der Hand, das „digitale“ Gespräch begann. Manchmal wurde sogar miteinander gesprochen, nicht nur getippt. Trotzdem, ein lustiger entspannter Abend nahm seinen Lauf.

Ich schaute mich ein wenig im Haus und Garten um. Der Strom wurde mittels eines Generators selbst erzeugt, Wasseranschluß gab es. Ein sehr großes mit modernen Fliesen gekacheltes Duschbadezimmer erwartete mich, beeindruckend die guten, teuren Armaturen. Ebenso fanden eine Waschmaschine und Trockner neuester Art im Raum Platz. Eine Küche in Deutschland könnte nicht besser ausgestattet sein, wie die von Tatjana. Einbauküche, die Schränke gefüllt mit gutem Geschirr gleichen

Musters, für mindestens 30 bis 40 Personen. Elektroherd, Spülmaschine, mehrere Kühlschränke mit silbrigen Metalltüren, erleichtern der Familie die Küchenarbeit. Später entdeckte ich in einer schattigen Ecke im Garten einen Tiefkeller, die es in vergangenen Zeiten gab, dort neben anderen Lebensmitteln, standen Truhen mit Fleisch und Gefrierkost. Diese Entdeckung erfüllte mich mit Freude. Die heutigen Bewohner Ostpreußens versuchen durch Fleiß und ihrer Hände Arbeit ebenso zu Wohlstand und einem besseren Leben zu gelangen. Der Tourismus bietet sich dafür vorzüglich an. Ostpreußen ist es wert, neu entdeckt zu werden. Auch wenn es uns Deutschen nicht mehr vergönnt ist, mögen andere Generationen dafür eintreten.

Freitag, 20. Mai 2016

Am strahlend blauen Himmel stieg die Sonne auf, ein schöner, warmer Tag begann. Wie immer bereitete Tatjanas Mann das leckere Frühstück zu. Er, von Beruf Seemann, unterstützte seine Frau als „Hausmann“ vorbildlich. Er deckte den Tisch, kochte Kaffee, die Eier: Bald standen die Platten mit Wurst und Käse bereit. Ich langte zu gerne zur selbsthergestellten Glumse (Quark) und dem Topf mit Schmand. So eine Köstlichkeit versteht niemand in Deutschland zuzubereiten. Der Honig und die Marmelade, ein Genuß. All das waren noch echte Naturprodukte mit vortrefflichem Geschmack.

Heute wollten wir das Kreiskrankenhaus in Ebenrode besuchen. Tatjana hatte andere Pläne, sie war sehr früh mit dem Auto nach Königsberg gefahren. Um zu dolmetschen, begleitete uns Alexander Scheludiakov, der uns gegen 11 Uhr am Krankenhaus erwartete. An diesem Morgen hatten wir es nicht so eilig, daher dirigierte Frau Wiemer ihren Mann ab Tollmingkehmen über ein paar andere mehr oder weniger gute Straßen in die Nähe von Milluhnen zur Pissa (Fluß). Genau hier, etwas abseits der Straße, war in früheren Zeiten die Pissa aufgestaut worden, über Generationen erzeugte man von dort den gesamten Strom für das große Gestüt Trakehnen. Noch einige Teile dieser Anlage, Gerüste und das Wehr, sind noch gut erkennbar. Das Wasser rauschte immer noch schäumend über die restlichen Hindernisse und bildeten einen kleinen See, ehe die Pissa wieder gemächlich weiter floß. Diese Stelle ist heute stark mit Gestrüpp und Bäumen überwuchert und kaum für einen Laien zu entdecken. Frau Wiemer, als Trakehnen-Kennerin, wusste Bescheid. Ich war beeindruckt und staunte. Herr Daunicht ging mit der Kamera auf Vogelfang.

Bald kam der Ebenroder Wasserturm In Sicht, von Süden her näherten wir uns der Stadt, wieder über die Bahngleise, Goldaper Straße bogen in die Werwarthstraße ab. Auf dem Parkplatz des Krankenhauses trafen wir Alexander. Während wir rund ums Haus zum Haupteingang gingen, sprangen mich förmlich all die Schäden des Mauerwerks an, Risse an den Wänden, Ziegel brachen aus, Putz brach ab. Bisher hatte ich stets das Haus von der einigermaßen guten Vorderseite mit den neuen

Fenstern betreten. Die Rückseite des Krankenhauses entsetzte mich, das Gebäude war in die Jahre gekommen, Millionen würden nicht reichen, alle Schäden zu beseitigen, ging es mir durch den Kopf. Als wir durch die neue, moderne Eingangstür traten, in die hellen Räume der Flure blickten, den Krankenhausgeruch spürten und viele eilige Patienten bemerkten, kam bei mir Freude auf: ich war wieder in Ebenrode, in „meinem Krankenhaus“.

Die herbeigeeilte Chefärztin Kitlinskaja begrüßte uns sehr herzlich, fast wie alte Bekannte. Ohne Verzögerung zeigte sie uns voller Stolz die Räume, in denen das Gerät für Magen- und Darmspiegelungen installiert worden war. Natürlich freute ich mich mit der Ärztin und dem dazugehörigem Personal über die Anschaffung. Viele Menschen werden davon profitieren. Außerdem besuchten wir den Augenarzt in seinem Untersuchungszimmer. Mit seinem Stab war er voll damit beschäftigt, seine Diagnose für all die Patienten zu stellen, die draußen vor der Tür warteten. Etwas verlegen bat ich die Ärzte, das mitgebrachte Foto meiner Eltern neben die Spendenurkunde aufhängen zu dürfen. Mir ist es wichtig, den Leuten dieser Aktion Gesichter zu geben, die früher in Ebenrode lebten und arbeiteten. Dieses rege Treiben von Hilfsbereitschaft, sozialem Engagement und Vorausschauung, hier im Krankenhaus, in der Schule und der Verwaltung, erfüllte mich mit Freude und Genugtuung. Die Menschen stehen im Mittelpunkt des Fortschritts. Im Büro der Ärztin besprachen wir die letzte Anschaffung der Spende, die mit Frau Wiemers Hilfe getätigt wird. Bei Kaffee und Kuchen dankte Dr. Kitlinskaja, mir noch einmal von Herzen für die Unterstützung und fragte mich nach einem Wunsch. Ganz spontan bat ich um eine Flasche Wodka, die Doktorin quittierte diese Bitte etwas erstaunt. Heute finde ich es auch albern, so etwas zu äußern. Doch, sehr zu meiner Überraschung, schickte sie anderntags ihren Sohn zu uns nach Schönheide, er überreichte mir eine wunderschöne Flasche mit edlem Wodka.

Nach dieser schönen Begegnung im Krankenhaus wollte Frau Wiemer mehr von der Stadt Ebenrode gezeigt bekommen. Ich freute mich, Straßen und Gebäude wiederzusehen und Erklärungen zu geben. Wir bogen links in die Werwarthstraße ab, vorbei an noch stehende, frühere Einfamilienhäuser bis zum heutigen und damaligen Feuerwehrgerätehaus. Links zweigt die Gartenstraße ab mit Einfamilienhäuser. Rechts zum Neustädtischen Markt hätten wir die Kirche gesehen, die im Krieg zerstört wurde, stattdessen sahen wir das Pastorat von Pfarrer Hergesell. Daran schlossen sich kleine Häuschen an, damals schmückten Stockrosen und Geranien die Fenster und Türen. Einen Stopp legten wir am Ende der Schützenstraße ein, an der Ecke zu Webers Laubenganghaus mit Ausspahn. Auf der anderen Straßenseite stand Bartels Laubenganghaus, seitlich der Krug, in dem die Bauern mit viel Bier und Schnaps per Handschlag die verschiedensten Geschäfte besiegelten. Am Ende der Schützenstraße links, dehnte sich die Maschinenfabrik Schweighöfer aus. Früher standen auf dem Neustädtischem Markt keine Bäume,

eine Rasen- oder Wiesenfläche zierte den Platz rundum, vom Pastorat und Häuschen lud eine kleine Lindenbaumallee zum Spaziergehen ein. Heute steht dort das unschöne Kulturhaus. Von Webers Eck aus auf die andere Straßenseite blickend, erinnerte ich mich an die Geschäfte der noch stehenden Häuser, Tischlerei und Möbelhaus, Frisör Buschmann und am Ende unsere Bäckerei Baltruschat, Eckhaus am Kleinen Markt. Auf dem ausgetretenen Pflaster der Webers Seite spazierten wir an frühere Wohnhäuser entlang, der Bäckerei Orłowski bis hin zur Gaststätte Palmgarten, Ecke Parkstraße. Von dort öffnete sich der Blick auf den früher so pulsierenden Kleinen Markt. Angefangen unsere Bäckerei, dann Kaufmann Reschat, Ausspänn und Krug, Schmiede Palfner, daran schloß sich das Judenviertel, etwas erhöht am Markt Häckels Geschäft und Ausspänn. Alle diese Häuser sind noch gut erhalten, bis auf mein Elternhaus, daß vor Jahren einem Brand zum Opfer fiel.

Später wurde auf den alten Grundmauern im ähnlichen Stil, ein Geschäftshaus wieder aufgebaut. Voller Neugier gingen wir hinein, was wird heute dort angeboten? Keine Brötchen, kein Brot, sondern Elektrogeräte, groß und klein, Kühlschränke, Gefriertruhen, E-Herde. Die Preise schienen uns astronomisch hoch, Rubelpreise, aber nach Umrechnung in Euro stellten wir fest, diese Geräte waren fast um die Hälfte billiger als in Deutschland. In dem verhältnismäßig kleinen Laden präsentierten sich alle möglichen Waren für den Hausbau, von Bädern, Wohnraum-Lampen, Steckdosen, Leitungen mit Zubehör, Leisten, und eine Menge der unterschiedlichsten Formen an Armaturen für Küche und Bad. Die Fülle aller Artikel kann ich gar nicht aufzählen, die es da zu kaufen gab. Nun wunderte ich mich gar nicht mehr, daß Tatjana in ihrer Pension so gute Haushaltsgeräte besaß. Ich bin immer wieder verblüfft, was sich hinter kleinen unscheinbaren Türen und Fenstern verbirgt. Deutsche Reklame verspricht mehr als dahinter steckt, in Rußland handelt man im Verborgenen.

Als wir das Geschäft verließen und die warme Mittagssonne spürten, interessierte es keinem mehr, daß das große Fleischereigeschäftshaus von Sperling gegenüber im Krieg zerstört wurde, ebenso die gesamte Häuserfront der rechten Seite des Kleinen Marktes. Wir waren ein wenig erschöpft und durstig, und beschlossen in das kleine Lokal in der Ulanenstraße, Richtung Schloßberg, zu gehen, daß Herr Brandstätter im vorigen Jahr ausgekundschaftet hatte. Auch diese Gaststätte verbarg sich hinter einer hohen Hecke, draußen standen Tische und Bänke unter Sonnenschirmen. Im Gastzimmer, einige Stufen höher, warteten ein paar Leute auf ihre Mahlzeit, in einem kargen, aber sauberen Raum. Alexander sah sich um, wie die Bestellung hier aufzugeben sei. Hinter einer Wand fand er eine Tafel, auf der einzelne Speisen und Getränke, auf russisch natürlich, aufgeschrieben standen, die gewählt werden konnten. Etwas mühsam verlief diese Prozedur, aber dann brachte uns eine Bedienung die gewünschten Speisen und Getränke, die gut schmeckten. Alexander zahlte in Rubel, umgerechnet auf uns vier Personen kostete mich der Spaß keine 10

Euro.

Den Schützenpark wollten wir uns unbedingt ansehen. Also fuhren wir die Parkstraße entlang, ich erklärte wieder, links erstreckte sich damals die große Gärtnerei Grumblat mit vielen Gewächshäusern, keine Spur erinnerte mehr daran. Die hübsche Villa eines früheren Parteibonzen am Sportplatzeingang stand noch, aber sehr heruntergekommen. Von den einstigen Tennisplätzen sah ich nichts mehr, nur noch Gestrüpp und Unrat. Der Schützenpark bot ein ähnliches Bild. Früher führten gepflegte Wege und Alleen zum Gasthaus und Musikpavillon, nun schlugen wir uns auf Trampelpfaden, hohem Gras und Buschwerk bis zum damals geliebten Schlittschuhteich durch. Welch ein beschämender Anblick dieser Tümpel. Schmutziges, grünaliges, morastartiges Wasser stank uns zwischen den wuchernden Büschen und Sträuchern entgegen. Hätte die Sonne nicht geschienen, kein Vogel gezwitschert, wäre mein Entsetzen noch größer ausgefallen. Ich sprach Alexander auf die wahllos herumliegenden Betonplatten an. Zu meiner Verwunderung erklärte er mir, in den 1970er Jahren hätte man die Betonteile der ehemaligen Badeanstalt aus Bareischkehmen hierher geholt, und aus dem Teich mit den Platten eine neue Badeanstalt errichtet. Er hätte darin auch geschwommen, nur wegen der mangelnden Wasserinstallation ging das Projekt in die Brüche. Das also war der Grund, warum ich vor Jahren die gesuchte Badeanstalt in Bareischkehmen nicht fand. Traurig und entsetzt streiften wir durch diese Wildnis des früher so schönen Schützenparks. An einer hochbewachsenen Graskante fanden wir zerbrochene Fragmente eines undiffizierbaren Ehrenmals. Der Sportplatz muß noch bespielt werden, denn grünen, gemähten Rasen sah ich zwischen den wildwachsenden Bäumen. Das erhaltene Ulanendenkmal stand in der Ferne, aber wegen der unzumutbaren Stolperpfade verzichteten wir auf die Besichtigung. Über die Schützenstraße an der Getränkehandlung Rimkus und Christel Trosts Elternhaus mit Torbogen vorbei, bogen wir in die Schirwindter Straße, um das neu hergerichtete Amtsgericht zu bewundern. Das ebenfalls renovierte Landgericht wird heute als Internat genutzt in Verbindung mit dem Gymnasium in der Heinrich-Maria-Jung-Straße. Noch ein paar andere Straßen mit meinen Erklärungen fuhren wir ab, dann die Kassler Straße herunter zum Altstädtischen Markt, an der Ecke residierte damals die Konditorei Stoll. Bald merkte ich, das Interesse ließ nach, außerdem wollte Alexander sich verabschieden. In der Nähe des Krankenhauses stand sein Wagen, nach einigen geschäftlichen Absprachen mit Frau Wiemer zogen wir von dannen.

Am Polenmarkt in der Goldaper Straße war nichts mehr los und wir beschlossen, über Trakehnen zurückzufahren. Aber an der Abzweigung hinter Bareischkehmen nach Kattenau meinte Frau Wiemer, diesen Schlenker nehmen wir noch mit. Die Straße war noch ausgefahrener als in früheren Jahren, Loch an Loch. Herr Daunicht hatte Mühe, geradeaus zu fahren. Das Gerüttel und Geschüttel nahm kein Ende. Die früheren kleinen Dörfer entlang der Straße gibt es nicht mehr, jetzt ziehen sich

riesige Felder mit Raps und Getreide bis zum Horizont. Außerdem drückten uns überdimensionale Landmaschinen fast in die Gräben, die Gras-Silage-Ernte war in vollem Gange. Diese riesigen Mengen an Viehfutter werden gebraucht für die zigtausende Tiere einer umfangreichen Rinderaufzucht. Rechterhand kurz vor dem Kattenauer Berg reihen sich Stallungen an Stallungen weit in die Landschaft. Diese Anlage erregt mein besonderes Interesse, leider hatte ich keine Möglichkeit für eine Besichtigung.

In Kattenau, einem einigermaßen erhaltenem Dorf, werden Erinnerungen wach. An der Kreuzung im Ortskern steht noch der jetzt unbewohnte massive Dorfkrug. Um die Ecke führte die Straße nach Kummelen. Langsam rollten wir durch den Ortskern. Die noch stehengebliebenen Häuser mit ihren Vorgärten, erinnerten ein wenig an alte Zeiten, als dort Handwerker und kleine Läden den Charme Kattenaus widerspiegeln. Fast verdeckt von hochgewachsenen, blühenden Rhododendronbüschen entdeckten wir das Eingangstor des damaligen angesehenen Gutes des Herrn Lenski. Auf dem Weg nach Trakehnen zeigte Frau Wiemer auf einige größere, aber heruntergekommene Gebäude (Vorwerke), die einst zum Trakehner Gestüt gehörten. Zum Teil fahren wir an bestellten Feldern vorbei, ein paar Störche stolzierten auf den Wiesen auf Futtersuche. In der Ferne entdeckte Herr Daunicht sogar ein Kranichpärchen, so eine Rarität entging seinem geschulten Auge nicht.

Tatsächlich trafen wir Herrn Scheer mit dem Elchbus und seiner Schloßberger Reisegruppe in Trakehnen an. Er war gerade mit einer Reparatur beschäftigt, und nicht sonderlich entzückt, mich privat zu sehen, sonst eine seiner getreuen Busteilnehmer. Bei einer stärkeren Tasse Kaffee löste sich die Stimmung. Frau Wiemer und Herr Scheer besprachen Einzelheiten für den morgigen Tag, der 500-Jahr-Feier der Gründung Pillkallen-Schloßberg. Frau Wiemer fragte ihren Mann und mich, ob wir morgen vielleicht etwas anderes unternehmen möchten, als uns Reden, Gesang, Lobesworte, spezielle Gerichte über Pillkallen stundenlang anzuhören. Seit Jahren hatte ich den Wunsch, die Elchniederung und Gilge zu entdecken. Nun bot sich die Gelegenheit, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen. Per Handy kündigte Frau Wiemer unseren Besuch bei der bekannten Gastwirtin in Gilge, Frau Elena Ehrlich, an, auch ein Ruderboot stünde bereit. Als ob der Tag nicht schon lang genug gewesen wäre, drängte Frau Wiemer, ihren offiziellen Termin bei Dr. Aleksej Sokolow, Leiter des Ökologisch-Historischem Museums, in Groß-Rominten einzuhalten. In Schönheide, nach einer weniger anstrengenden Fahrt, bestellten wir ein späteres Abendessen und machten uns auf den Weg nach Groß-Rominten. Dr. Sokolov, ein schwächlicher, kleiner Mann, aber mit sehr wachen, kritischen Augen, freute sich verhalten über den Besuch. Er und Dr. Daunicht vertieften sich sofort in Fachgespräche über die jetzige Situation im Wald und der Vogelwelt. Dr. Sokolov zeigte uns dann sein detailliertes Museum mit einzigartigen Exponaten der Baumstruktur, Holzarten, Schädlingen, Tafeln und Skizzen seiner Studien in der

Rominter Heide. Er erläuterte Hege und Pflege des Wildbestandes und zeigte uns äußerst seltene Hirschgeweihe. Eins imponierte mir besonders, das Geweih war total umwunden, unentwirrbar mit Stacheldraht bedeckt. Dr. Sokolov erklärte, Hirsche haben ein weites Revier, wegen der Grenzen zu Polen und Litauen und der Sperrzonen sind diese Räume mit Zäunen umgeben, daher versuchten die Tiere diese Hindernisse zu durchbrechen, manchmal mit tödlichem Ausgang. Außerdem erfuhr ich in diesem sehenswerten Museum, Dr. Sokolov organisiert Seminare, schreibt Bücher über seine Studien, er sei ein anerkannter Experte der Rominter Heide. Eine besondere Freude bereitete ihm das gelungene maßstabsgetreue Modell des Reichsjägerhofes im Kleinformat. Andere Museen hatten sich für diese Rarität beworben, aber Frau Wiemer konnte sich für den Verbleib bei Dr. Sokolov durchsetzen. So ein Exponat gehört einfach nach Groß-Rominten. Dieser unscheinbare Mann abverlangte mir großen Respekt für seine Arbeit und sein Wissen über ein sensibles Thema, das den meisten Menschen verborgen bleibt. Sogar deutsch sprach Dr. Sokolov. Frau Wiemer und ihr Mann hatten keine Mühe, ihre Anliegen und Absprachen vorzubringen. Zum Abschied gesellte sich noch ein freundlicher orthodoxer Priester dazu, und das bewog uns, im Ortskern die sanierte Kirche anzuschauen, die nun in voller Pracht den Platz verschönte.

Die ehemalige Groß-Rominter Kirche war im Krieg und in den folgenden Jahren zu einer Ruine verfallen. Die Menschen, die heute dort leben und arbeiten, brauchten endlich ein Gotteshaus. Daher entschloß sich die russische Verwaltung, mit eigenen Mitteln diesen wunderschönen Backsteinbau neu zu restaurieren und in der alten Form und Stil zu erhalten. Am Wegesrand erinnerten ein paar Häuschen an den Glanz früherer, besserer Jahre.

Die Besichtigungen und Gespräche hatten mehr Zeit in Anspruch genommen als vorgesehen. Wiemers schlugen einen, wie sie meinten, kürzeren Nachhauseweg nach Schönheide ein. Dieser Weg führte durch die totale Wildnis. Der Wald schob sich bis zur Wegkante, die Äste kratzten am Wagen entlang, abgebrochene Äste mußten vom Weg geräumt werden. Die vollgelaufenen Straßenlöcher bildeten die reinste Seenlandschaft und wie tief waren diese Löcher? War eine Durchfahrt möglich? Wiemers brachten hier eine Meisterleistung zustande. Durch Handzeichen und Zurufe lavierten sie sich gegenseitig über fahrbaren Untergrund und sorgten mit angeschleppten Ästen für einen besseren Untergrund. Trotz dieser gewaltigen Anstrengung herrschte gute Laune. Der Himmel wurde ein wenig grau, tiefe Stille breitete seine Flügel aus, weiße Nebelschwaden hüllten die Wiesen ein, die Welt hielt den Atem an. Andächtig nahm jeder dieses Bild der Ruhe und des Schweigens in sich auf. Nur das Knirschen der Steine unter den Autorädern erinnerte an die Gegenwart. Kurz vor Schönheide, hinter dem dunklen Wald, stieg plötzlich ein fahlgelber, runder Mond aus dem Nichts empor und erhellte gespenstisch diese wunderbare Natur.

In Schönheide war es dann mit der Ruhe und Besinnlichkeit vorbei. Bei Tatjana hatten sich junge Leute aus Königsberg angemeldet, die ein fröhliches, entspanntes Wochenende im Wald und auf der Heide verbringen wollten. Während wir ein wenig erschöpft, uns mit Frau Hensel aus Lübeck das köstliche russische Abendessen schmecken ließen, betraten, noch ein wenig erhitzt von der Sauna, lärmend und lachend die jungen Mädchen und Jungen die Küche, auch sie wollten sich stärken. Der bereitstehende Wodka hob sofort die Stimmung, gegenseitig prosteten wir uns zu. In diesem Moment stutzte ich, war der junge Mann da drüben einer der berühmten Klitschko-Brüder? Jener Mann dort war nur etwas jünger und schmaler. Schnell machte meine Vermutung die Runde. Auf unsere Frage, lachten alle schallend. Klitschko, der Boxer, sei er nicht, aber alle Freund bestätigten, diese Ähnlichkeit hätten viele andere Leute ebenso bemerkt. Ein großes „Hallo“ entbrannte, jeder wollte mit Klitschko fotografiert werden und ein „Nastarowje“ nach dem andern wurde mit Wodka oder Wein heruntergespült. Klammheimlich verzog ich mich, müde von diesem ereignisreichen Tag. Für kurze Zeit hörte ich das fröhliche Stimmengewirr, dann übermannte mich der Schlaf.

Sonnabend, 21. Mai 2016

An diesem Morgen weckte mich Geschirrgeklapper. Tatjanas Mann bereitete bereits das Frühstück vor. Frau Wiemer erschien frisch geschneigelt in ihrer hübschen, bunten Ostpreußentracht, zu ihrem Kummer fehlte die dazugehörige Schürze, die hatte sie zu Hause vergessen. Heute war Frau Wiemers großer Auftritt in Pillkallen. Das lang vorbereitete Fest, die 500-Jahr-Feier der Schloßberger (Pillkallen), ein großes Ereignis für die Bevölkerung und der angereisten Landsleute aus Deutschland, sollte gebührend gefeiert werden. Gut gestärkt mit Glumse, Schmand und Eiern, machten Frau Wiemer, ihr Mann und ich uns auf den Weg nach Trakehnen. Von Trakehnen aus, sollte Frau Wiemer die Scheer-Reisegruppe führen und begleiten. Ein ganzer langer Tag lag vor uns, für Herrn Daunicht und mir zur freien Verfügung, wie es in den Urlaubsprospekten immer so schön heißt. Unser Ziel war die Elchniederung mit Gilge und einer Rudertour auf dem gleichnamigen Fluß.

Bei schönstem Sonnenschein machten wir uns auf den Weg Richtung Autobahn über Gumbinnen nach Insterburg. Leider gibt es dort keine Umgehung wie bei Gumbinnen. Für mich war es eine Freude quer durch Insterburg zu fahren, kam ich doch wieder vorbei an Straßen und Gebäuden meiner Kindheit. Wir passierten den gut erhaltenen Bahnhof mit dem blumengeschmückten Vorplatz. Von hier zweigten die großen Hauptstraßen ab, die Hindenburgstraße und die Wilhelmstraße mit den Türmender Reformierten Kirche (heute orthodox). Dann kam die Feuerwache in Sicht und gleich darauf entdeckte ich das brackige Wasser, der einstmalen schönen Schoßteiche mit den Flanierwegen rundum. An der Brücke zwischen den Teichen, die

in die Innenstadt zum Marktplatz führen, bogen wir links ab in die Ausfallstraße, früher Sierksstraße, in Richtung Königsberg. An dieser früheren Sierkstraße entlang standen schon immer Wohnhäuser, aber die heutigen Plattenbauten übertreffen alles an Scheußlichkeit. Wir kamen gut voran auf dieser gut ausgebauten Autobahn, immer in Sichtweite des Pregels. Einige Dörfer oder Ortschaften lagen an der Straße, Ruinen früherer Kirchen säumten den Weg, aber auch einige Neubauten konnte ich entdecken.

Frauen standen dicht am Wegesrand und hielten in den Händen etwas hoch. Bei der rasanten Fahrweise von Herrn Daunicht erkannte ich nichts, aber auch ihn interessierte dieses Gebaren. Bei etwas stockendem Verkehr erkannte ich, die Frauen boten schöne Maiglöckchensträuße an, wohl um ihr Haushaltsgeld aufzubessern. Wir näherten uns der neugebauten, auf vielen Pfeilern stehenden Hochbrücke, die kurz vor Taplacken das Pregeltal überspannt. Von der oberen Fahrbahn aus konnte ich die alte, schön geschwungene, eiserne Pregelbrücke der Reichsstraße Nr. 1 erkennen. Die Besichtigung der alten Relikte ist bei Reisegruppen sehr beliebt und nostalgisch. Heute aber ist die Brücke verrostet und morsch. Einsturz und Lebensgefahr droht jedem Besucher. Bei Taplacken bogen wir auf die gut ausgebaute Autostraße 216 ein, die direkte Verbindung nach Tilsit. Nach wenigen Kilometern zweigte eine gute Landstraße ab, die in Richtung Labiau führte. Es herrschte wenig Verkehr, wir betrachteten die Landschaft, weite Grasflächen, auch bestellte Felder, etwas Vieh und vereinzelte Dörfchen erfreuten das Auge. In der Ferne ragten dunkle Wälder gen Himmel. Bei mir entstand der Eindruck, hier hat sich das alte Ostpreußen erhalten, hier ist noch heile Welt. Natürlich war das trügerisch, einige Orte sahen recht heruntergekommen aus.

Auf der gutausgebauten Chaussee 190 erreichten wir Labiau, in die Stadt führen wir nicht aus Zeitmangel, sondern bogen rechts vom Stadtrand zum Haff ab. Plötzlich umging uns nur Weite, Stille. Es führte eine fast gerade, enge Straße nordwärts, die ganze Zeit rechts begleitete uns der stark überwucherte große Friedrichsgraben bis Elchwerder. Als uns das Kurische Haff entgegen glitzerte scherten wir von der Straße auf dem danebenführenden Deich aus. Hier an der breitesten Stelle, sozusagen am Knie des Kurischen Haffs, bot sich uns ein überwältigender, unbeschreiblicher Anblick. Die Sonne strahlte, leise Wellen plätscherten gegen die steinigen Ufer, rechts und links zog sich die Küstenlinie bis zum Horizont. Unberührte Natur breitete sich aus. Verkrüppelte, vom Wind zerzauste Büsche und Bäume säumten die Küste und über dieser erhabenen Welt kreiste mit wuchtigem Flügelschlag ein grauer Adler. Herr Daunicht machte mich auf einen Storch aufmerksam, der in der Nähe an einer seichten Haffstelle nach Nahrung suchte. Fast andächtig, gefangen von dieser Idylle, führen wir langsam die Straße entlang, rechts das Haff, links der Friedrichsgraben. Vereinzelt begegnete uns ein Auto, kein Boot im Graben störte die Ruhe. In Elchwerder versperrte eine alte Pontonbrücke die Weiterfahrt. Ein Schild

zeigte an, hier ist Brückenzoll fällig. Nun gut, aber kein Wärter erschien weit und breit. Während wir uns in der warmen Sonne umsahen, ertönte vom schilfbewachsenen Teich am Wegesrand ein wahres Quarckkonzert, laut und melodisch, mir schien, tausende Frösche brächten uns ein Ständchen. Herr Daunicht war ganz begeistert und suchte das Ufer nach den quackenden Fröschen ab. Aber auch sein geschultes Auge, entdeckte keinen Frosch in diesem Labyrinth zwischen Seerosen und Schilf. Erklärte mich lächelnd auf, hier sind nur ganz wenige Frösche am Werk, die sind in der Lage, solchen Lärm zu veranstalten. Gibt es noch Frösche in Deutschland? Ich habe seit Jahren keine mehr quacken gehört.

Schließlich passierten wir dann die schwankende Brücke, ein Euro machte es möglich. Schnurgerade verlief die Straße nach Gilge. Wassergräben durchziehen das Land, das teilweise unter dem Meeresspiegel liegt. Überraschenderweise erwarteten uns alte Weiden und Erlenbäume am Ortseingang. Gilge ist kein Ort wie jeder andere auch. Nein, der Ort erstreckte sich beidseitig am Ufer des Gilgeflusses in einer Reihe stehend entlang. An der einen Straße, die wir befuhren, reihten sich kleine Fischerkaten, Ferienhäuser und der einzige Gasthof, der langjährigen, berühmten Wirtin Elena Ehrlich. Die andere Seite des Dorfes am Fluß ist aber nur mit dem Boot erreichbar, dort drüben gibt es keine Straße. Vom erhöhten Deich leuchteten bunte Katen herüber, jede mit einem Anlegesteg und merkwürdigerweise eine Kirche. Der Ort Gilge erschien mir weltentrückt, eigenartig und faszinierend zugleich. Damals wie heute leben die Menschen dort in besonderer Abgeschlossenheit. Das Wasser und der Fluß ernährt seine Bewohner durch die Fischerei, und wegen seiner einzigartigen Natur besuchen Ausflügler und Touristen die außergewöhnliche Gegend.

Frau Elena Ehrlich begrüßte uns freundlich und brachte uns zum bereitstehenden Boot. Erst jetzt bemerkte ich den Wind, der vom Fluß herüber wehte und kleine Wellen verursachte. Etwas umständlich kletterte ich in das schwankende Boot, Herr Daunicht schaute ein wenig skeptisch, griff tapfer zu den Rudern, unsere Flußfahrt begann. Für ungeübte Leute ist es nicht einfach, die Richtung zu bestimmen. Mehr rechts oder links das Ruder setzen? Jedenfalls, für uns beide entstand ein Riesenspaß. Herr Daunicht ruderte kräftig bis zur Mitte der Gilge gegen die Strömung. Eigenständig wechselte das Boot die Richtung und landete gegen den Schilfgürtel auf der anderen Seite. So ging das ein bißchen hin und her und doch kamen wir ein gutes Stück weiter, die Häuschen am Ufer wurden immer kleiner. Plötzlich heulte ein Patrouillenboot vorbei, dessen Wellenschlag unser Boot hin und her warf, aber nicht in Panik versetzte.

Der Ruf eines Vogels beanspruchte Herrn Daunichts ganze Aufmerksamkeit, er zückte seine Kamera und ließ den Auslöser klicken. Voller Begeisterung über so viel Glück, diesen hier so seltenen Vogel zu finden. Vor lauter Halmen und Blättern sah ich nichts, freute mich aber über seinen Fund. Dafür entdeckte ich ein paar Angler, die

am anderen Ufer Fische fangen wollten. Merkwürdig, diese kleinen, unscheinbaren Ereignisse machten das Herz weit und demütig. Viel sprachen wir nicht auf dieser denkwürdigen, laienhaften Rudertour. Wir genossen einfach unser Dasein auf dieser wunderbaren Welt. Irgendwann landeten wir zufrieden und glücklich, jeder auf seine Art, am Anlegesteg des Gasthofes.

Elena Ehrlich servierte uns den besten Kaffee, den ich je im russischen Gebiet getrunken habe, mit herrlichem, saftigem Rhabarberkuchen. Sie erzählte über ihr hartes, mühevolleres Leben in der Elchniederung, aber auch über das Glück, hier nun ihre Heimat gefunden zu haben. Nach einem kleinen Spaziergang entlang der verträumten kleinen Katen und Häuschen, an den Flieder duftenden Gärtchen vorbei, verabschiedeten wir uns von dieser eigentümlichen, friedlichen Gegend. Auf dem Heimweg hielt Herr Daunicht noch oft an, um Fotos zu machen, Vögel zu beobachten oder deren Gesang zu lauschen. Noch nie habe ich auf einer Reise so viel Wissenswertes über Natur, Nutzen der Vogelwelt, und dem sich daraus ergebenden Naturschutz erfahren. Nach all diesen wunderbaren Erlebnissen kamen wir zufrieden und wohlbehalten abends in Trakehnen an.

Nachdem die Schloßberg-Teilnehmer ebenfalls eingetroffen waren, entspann sich eine lebhafte Diskussion über diese denkwürdige Feier. Heute läßt sich die Vergangenheit und Zukunft Schloßbergs nicht mehr trennen. Mit ergreifenden Ansprachen und Lobesworten würdigten die Redner die Verbundenheit der früheren Bewohner mit der jetzigen Bevölkerung. Die alte Generation möge Ostpreußen und ihre Heimatorte in Ehren halten und in ihre Herzen einschließen, aber die jungen Leute mögen helfen, diesen Geist der Heimatverbundenheit zu bewahren und weiterzuführen. Mit Folklore, Tänzchen und viel Musik rückten die Menschen zusammen und probierten begeistert den traditionsreichen „Pillkaller“: Eine dicke, fette Scheibe Leberwurst mit Senf wird mit einem kräftigen Schluck steifem Korn heruntergespült.

Frau Wiemer stellte mir eine Frau Klöß aus Osnabrück vor, die Nachforschungen über das Sägewerk und den Besitzern Fischer in Ebenrode anstellte, und Straße und Platz suchte. Frau Klöß entpuppte sich als die Schwiegertochter der Fischerfamilie, sei aber keine Ostpreußin. Aus vagen Andeutungen der näheren Fischer-Verwandtschaft fühlte sie sich verpflichtet, Einzelheiten über die Familie herauszufinden, um Wissenslücken zu schließen. Frau Klöß besaß andere Informationen über den Sägewerk-Fischer-Komplex, und zweifelte an meiner Behauptung, das Werk läge am letzten Ende der Kasseler Straße, fast am Ortsende. Den Beweis erbrachte ich mit der Tatsache: Der Vater einer Schulfreundin, Ilse Enskat, sei im Sägewerk Vorarbeiter gewesen, ich besuchte die Familie oft in deren Wohnung auf dem Werksgelände. Lange Rede kurzer Sinn, um dem Gerede ein Ende zu bereiten, bot Frau Wiemer Frau Klöß an, uns am nächsten Tag, Sonntag, zu begleiten, vielleicht ergibt sich eine

Gelegenheit noch nach Ebenrode zu fahren und die Stätten der Vergangenheit aufzusuchen und einzuordnen.

Am Ende dieses langen Tages, auf dem Weg zu unserem Quartier zu Tatjana, freuten wir uns auf gemütliche Entspannung in dem entlegenen Schönheide. Unterwegs aber konnte Herr Daunicht es sich nicht verkneifen, ein paar große, schwarze, vorwitzige Rabenvögel, die in den Wipfeln der Straßenbäume hockten, per Kamera zu jagen. Ganz schnell verschwand er, als wir am Hoftor ankamen, sonst könnte er die dumpfen Rufe des Wachtelkönigs verpassen, die er aus den Gräben am Wiesenrand an den Abenden zuvor gehört hatte. Dank der russischen Handys und Tatjanas Verbindungen traf Frau Wiemer die nötigen Verabredungen für den nächsten Tag mit Sergej Pogudin, dem Vertreter des Museums in Schwarzenort-Groß-Schwentischken. Nun endlich genossen wir das vortreffliche Abendessen gemeinsam mit Frau Hensel und den fröhlichen, jungen Leuten aus Königsberg.

Im Laufe des Abends merkten wir, einer der Männer sprach gutes Deutsch, er arbeitete als Agrar-Ingenieur auf den weitverzweigten, riesigen Feldern im gesamten Ebenroder Kreis. Ich lauschte gespannt dem interessanten Gespräch zu, daß sich zwischen Frau Wiemer und dem jungen Russen entwickelte. Er zeigte sich begeistert über seine Arbeit, gleichzeitig fühlte er sich von seinen Arbeitgebern ausgenutzt und unterbezahlt. Große Konzerne aus verschiedenen Ländern bestimmten die Getreidesorten ohne seine Kompetenz, er sei nur ausführendes Organ beim Einsatz der Supermaschinen. Mit Landwirtschaft im herkömmlichen Sinn habe das alles nichts mehr zu tun, es ginge nur noch um den höchstmöglichen Ertrag und hohe Renditen. Nur das Geld müßte stimmen für die Konzerne und Investoren. Die Menschen, die für diese Leute schufteten, seien denen total egal. Auch in Deutschland hätte er Erfahrungen gesammelt, aber die russische, weitere Entwicklung läge ihm näher, als im Ausland zu leben. Zur Zeit arbeitete er sehr intensiv mit der Babynahrungs-Firma Hipp zusammen, die große Ländereien südlich von Ebenrode mit einem dazugehörigem Werk bewirtschaften. Nach großen Auseinandersetzungen konnte er der Firma begreiflich machen, der Einsatz vor Ort mit all seinen Möglichkeiten sei effektiver und wirkungsvoller, als nur von vornherein an Geld zu denken. Inzwischen konnte er durch gute Ernteerträge durch ökologischem Anbau der Firma Hipp einwandfreies Getreide liefern. Aus dem gesamten Gespräch ergab sich viel Wissen um das Produkt und der Verbesserung der Ware, aber auch um den Erhalt und der Beschaffenheit des Mutterbodens. Frau Wiemer und ich blieben beeindruckt zurück, über so viel Mut und Zielstrebigkeit eines vernünftig denkenden Russen.

Sonntag, 22. Mai 2016

Ein herrlicher Sonntagmorgen brach an. Gut gestärkt durch das reichhaltige Frühstück, blickten wir diesem Tag erwartungsvoll entgegen. Frohgelaut machten wir uns auf den Weg nach Schanzenort, um Sergej Pogudin zu treffen, dem Direktor des neuerbauten Naturmuseums. Außerdem übernahm er für heute die kompetente Führung ins Sperrgebiet, weil er die berechtigte, amtliche Erlaubnis besaß, diese Gebiet entlang der Grenze zu betreten. Tiefe Freude und Erquickung zugleich empfanden wir, so befreit durch diese taufrische, sonnendurchflutete, grüne Rominter Heide zu fahren. Unterwegs wies Frau Wiemer an Kreuzungen oder Waldschneisen immer wieder auf Schautafeln und Hinweisschildern hin, die zu besonderen Plätzen führten, die heute oder damals von Bedeutung waren. Beispiel: Hier stand einmal das Eingangstor zum Jagdschloß. Dort lagen die Jagden der kapitalsten Hirsche des Reviers. Oder, ganz banal: Wegweiser zu kleinen Rundgängen. Sergej Pogudin wartete schon mit seiner kleinen Reisegruppe und Frau Klöß, die in Trakehnen zugestiegen war. Herrn Pogudin empfand ich als stattlichen, freundlichen Mann, seine Augen leuchteten, der Mann wußte, was er wollte. Nur Frau Wiemers und Sergejs langjähriger Zusammenarbeit verdanken wir die Mitnahme ins Sperrgebiet. Um keine Zeit zu verlieren, bat Sergej uns höflich aber sehr bestimmt, in das neue, erst kürzlich fertiggewordene Heimatmuseum, früher die Dorfschule von Groß-Schwentischken, einzutreten.

Stolz führte Sergej uns durch die renovierten, schönen Räume, wies auf die neuen Fenster und Türen, gefliesten Fußböden hin und hob die blitzenden Sanitäreanlagen besonders hervor. Die Umwandlung von Schule zum Museum ist den verantwortlichen Leuten gut geglückt, alles das, betonte Sergej, geschah durch die Aufbaubereitschaft und Geldzuwendung der Administration. Ebenso stolz zeigte Sergej auf einige, zum Teil wertvolle Exponate, präparierte Vögel und Kleintiere der Region, Hölzer, landwirtschaftliche und handwerkliche Geräte und Werkzeuge, Töpfe usw. Noch befände sich das Museum im Aufbau, aber die Verwaltung hoffe auf regen Zuspruch und wertvolle Gaben aus der Region. Die erste Spende brachte sogleich Frau Wiemer mit, einen seltenen, präparierten Vogel. Dieses Geschenk übergab sie mit feierlichen Worten und Glückwünschen dem Museum. Für diese Geste erntete Frau Wiemer viel Beifall, Küßchen und Umarmungen, und viele, viele Dankesworte auf russisch. ein stolzer Anfang für ein Museum in der Rominter Heide.

Nun aber mahnte Sergej zum Aufbruch unseres eigentlichen Zieles, der Fahrt ins Sperrgebiet zu den Jagdschlössern von Kaiser Wilhelm II. und Hermann Göring. Ich wußte, wir werden dort nur die Orte und die Stätten finden, dieser einstigen berühmten Prachtbauten. Der Wald und die alles verschlingende Natur habe sich diese Plätze in Jahrzehnten längst zurückerobert. So sehr unsere kleine Gesellschaft sich auf diese exclusive Tour freute, bat Herr Daunicht seine Frau, ihn am Marinowo-See abzusetzen. Er müßte unbedingt wissen, was die Weißrückenspechte in ihrem Baumnest machten. Beeilt euch nicht, mahnte er beim Aussteigen am See, er würde

sich nicht langweilen. Eilig fuhr Frau Wiemer, Frau Klöß und mir Sergej quer durch die Heide hinterher, wir mußten wenigstens in Sichtweite zu ihm sein. Bei einer Kontrolle von Seiten der Behörden, könnte es für uns ohne Passierschein böse Folgen geben. Dann wurde der Weg immer schmaler, durch Löcher, über Wurzeln holpterten die Autos, dichtes Gestrüpp streifte die Fahrzeuge, an einer kleinen Schneise konnten wir parken. Das also war der einst so legendäre Ort: Hermann Görings Reichsjägerhof, dort wo einst die NSDAP-Bonzen rauschende Feste feierten und irgendwo in den Jagden die bereitstehenden Hirsche geschossen wurden. Eine große Schautafel zeigte das Bild des Jagdschlusses in seinen ganzen großen Ausmaßen und Schönheit. Über Stock und Stein erkundeten wir das verwilderte Gelände. Vorsicht war geboten, ein falscher Tritt zwischen dem Gebüsch und man konnte in ein verborgenes Kellerloch stürzen. An einer Stelle lag ein Stück Fliesenweg frei. Vermooste Fundamentbrocken türmten sich dazwischen. Sergej erläuterte uns anschaulich diesen Ort, oberhalb der Rominte, die heute wie ein schmales Band den Wald teilt. Von der Größe des gesamten Areals ist nichts mehr zu sehen, wie ich erwähnte, die Natur hat Überhand genommen. Dieser Reichsjägerhof ist kurz vor dem Russeneinfall 1944 gesprengt worden. Vor nicht allzu langer Zeit ist ein Modellbau dieses schönen Jägerhofes gefertigt worden und wird zum Glück im Museum Groß-Rominden bei Direktor Dr. Aleksej Sokolow ausgestellt.

Weiter gings über fast unzumutbare Pfade zu den Resten des kaiserlichen Jagdschlusses viele Kilometer weiter südlich der Rominte. Damals 1935 beim Bau des Reichsjägerhofes erwirkte Wilhelm II. sein Recht, den Jägerhof nicht in unmittelbarer Nähe seines Schlosses errichten zu dürfen. Auf halbwegs gutem Wanderweg erreichten wir ein paar Relikte dieses einmaligen Schlosses. Zwischen Büschen und noch mehr Wildnis erspähten wir mit viel Fantasie, bemooste Mauerreste mit Fensteröffnung und Gitterstäben. Anhand einer großen Schautafel-Fotografie erklärte Sergej diesen Prachtbau aus wertvollen norwegischen Edelhölzern, nordischen Ornamenten. Auf einem Felsstein-Fundament ruhte das riesige prachtvolle Schloß. Auch hier hatte die Natur in Jahrzehnten ganze Arbeit geleistet, nichts erinnerte mehr an die ausgedehnten Hofanlagen, Gärten, Stallungen und Gesindehäuser. Wehmut befällt den Betrachter, nichts kann für ewig entstehen. alles Irdische ist vergänglich. Dabei ist das kaiserliche Jagdschloß von Rominten im Krieg nicht zerstört worden. Erst Jahre danach bauten die Russen Teile der wertvollen Konstruktion ab, und schafften die noch gut erhaltenen Stücke in verschiedene Museen. Wohin wußte selbst der erfahrene Sergej nicht.

Aber noch einen Leckerbissen zeigte uns Sergej im Wald der Rominter Heide an einer anderen Stelle der Rominte. Dort überquerte eine wuchtige Steinbrückeden, den leise rauschenden Fluß Rominte: die Hirschbrücke. Diese Brücke war damals der pompöse Zufahrtsweg zum Kaiserschloß. Circa 15 bis 20 Meter überspannt diese wunderbare Brücke das Romintetal. Ornamentdurchbrochene Steingeländer bilden

die Seitenteile. An allen vier Enden der Brücke prangen riesige Sockel, auf denen jeweils ein hockender Hirsch mit Zwölfendern Geweih den Eingang der Brücke und das Schloß bewachten. Welch ein Anblick! Auch diese Sehenswürdigkeit konnten wir nur auf dem aufgestellten Foto bestaunen. Diese steinernen Hirschskulpturen gibt es dort nicht mehr. Wer weiß wo diese unersetzlichen Standbilder geblieben sind? Für mich war diese Exkursion ein besonderes bleibendes Erlebnis. Als Kind in Ebenrode hatte ich viel über diese Schlösser gehört, aber damals wurden die einmaligen Besitztümer streng bewacht. Besichtigungen streng verboten! Mit aufrichtiger Dankbarkeit und Anerkennung über soviel Wissenswertes aus vergangenen Jahren, und seine Bereitschaft seine Zeit dem Tourismus zu opfern, erfüllte mich mit Freude. Wir verabschiedeten uns von Sergej Pagudin aus vollem dankbaren Herzen. Einen besseren, kompetenteren Reiseführer gibt es nicht. Sergej gab Frau Wiemer ein paar Verhaltensregeln mit auf den Weg, aber die Sorge war unnötig, nach ein paar Kilometern verliessen wir ohnehin die Sperrzone. Er selbst konnte uns nicht begleiten, mit seiner Gruppe sei an der Brücke ein Picknick vorgesehen.

Am Marinowo See legten wir mit Herrn Daunicht erst einmal eine Verschnaufpause ein. Die Sonne brannte erbarmungslos zwischen den Bäumen, die Luft flierte und die Mücken stachen. Auf der Schautafel am See verfolgten wir nochmals mit dem Finger auf dem Bild den Weg mit den Orten, die wir eben besucht hatten. Ein paar Meter vom See entfernt, entsteht ein hübscher Gasthof mit Informationszentrum, auch den mußten wir begutachten. Die Russen haben endlich verstanden, die Rominter Heide wird zu einem Touristenzentrum aufgerüstet, ohne die Natur zu zerstören. Plötzlich gelüstete uns allen nach Kaffee und Kuchen. Wir beschlossen Trakehnen anzufahren, in der „Alten Apotheke“ gibts immer was zu essen und zu trinken. Nach einigen Kilometern Fahrt saßen wir gemütlich unter der schützenden Plane am Haus und genossen den belebenden Kaffee, den Frau Klöß spendierte. Immer noch kreisten Frau Klöß Gedanken um das Grundstück der Vorfahren ihres Mannes in Ebenrode, dem Sägewerk Fischer. Wenn sie mir Glauben schenken wolle, ich könne ihr den Platz an Ort und Stelle zeigen, bot ich an. Zeit und Lust hatten wir alle, also los gings zur Erkundungstour nach Ebenrode.

Mir war es sehr recht, nochmals die Straßen meiner Kindertage abzufahren. Quer durch die Stadt über die Kassler Straße gelangten wir zur Bahnunterführung, meiner Tante Miezes Wohnadresse am anderen Ende der Stadt Richtung Eydtkuhnen. Ihr ehemaliges Haus steht noch immer, wird noch bewohnt, aber nach über 70 Jahren wirkt es fast baufällig. Am Ende der Straße überraschte meine Begleiter dann wirklich die Bahnunterführung der Strecke Königsberg-Moskau. Gleich daneben zweigt der Feldweg zum Lapatzteich ab, der heute nicht mehr existiert. Wiemers fuhren zur Hauptstraße zurück, um an der Großtankstelle die Dieselvorräte aufzufüllen. Nun begann meine Überzeugungsarbeit. An der Abzweigung Bahnunterführung, am Ende der Kassler Straße, liefen wir ca. 200 Meter

stadteinwärts und genau von da an bis fast zur Mühle Prang (heute umgebaut als Einkaufsladen), befand sich das große, weitläufige Sägewerksgrundstück. Ich versuchte Frau Klöß die Grenzen abzustecken, Weite, Länge, Breite. Ich schilderte ihr die Häuser, die Werkshallen, alles so wie ich es vor meinem inneren Auge sah. Aber wie sollte sie es nachvollziehen, sie sah nur Gebüsch, Bäume, Stacheldraht, Kartoffel- und Gemüsebeete, hier und da ein Mauerstück, vielleicht ein Schuppen? Selbst ich war entsetzt über den Zustand diese einst so florierenden Holzgeschäftes. Auf dem Hofplatz fuhren die Bauern und Handwerker vor, per Handschlag wurden Geschäfte abgeschlossen, Barzahlung im Büro getätigt. Kurzum: Auf dem Hofplatz des Sägewerks Fischer spielte sich Handel und Wandel ab. Ohne Fleiß, kein Preis, besagt ein Sprichwort! in meiner Erinnerung erlangte die Kreisstadt Ebenrode gerade vor und besonders im Krieg an wirtschaftlicher Bedeutung. Durch die Bauern als Abnehmer und Lieferanten, die Kaufleute und Handwerker hatten alle Hände voll zu tun, den Bedürfnissen der Bevölkerung nachzukommen. Ich versuchte Frau Klöß klarzumachen, was sich auf diesem, früher so ansehnlichen Grundstück, alles tat. Da standen die Wohnhäuser, dort die Sägerei und überall verteilt, stapelten sich die geschnittenen Bretter zum Trocknen auf. Baumstämme aller Holzarten warteten auf ihre Weiterverwendbarkeit. Nicht einmal mehr von dem großen schmiedeeisernen Eingangstor war etwas zu entdecken. Nichts, aber rein gar nichts erinnerte an die früheren Glanzzeiten der Firma Fischer. Frau Klöß wirkte verloren und ungläubig mit ihrem Fotoapparat zwischen diesem wüsten Chaos. Hier kann niemals die Firma ihrer Verwandtschaft gewesen sein. Sichtlich zweifelte sie an meinen Aussagen. Ich mußte mich irren, die Firma befand sich bestimmt an einem anderen Ort der Stadt. Meinen Ausführungen schenkte sie wenig Glauben. Andere Leute hätten aber gesagt..... Diese Gegend Ebenrode war mir als Kind so vertraut und deshalb so gut in Erinnerung geblieben. Frau Wiemer wollte nun wissen, wo befindet sich der Dobelweg? Wir fuhren über den Altstädtischen Markt zurück zum früheren Hirschplatz, bogen in die Schirwindter Straße ein, vorbei am Landratsamt, weiter zum Amtsgericht und Gefängnis bis zum Ende der Straße. Dort gabelt sich an der Kreuzung der Weg einmal nach Schirwindt, einmal nach Schöckstupönen und genau dort fängt die Dobel an. Vor dem Krieg entstanden am Weg kleine Einfamilienhäuser, damit kinderreiche Familien sich frei bewegen und zum Teil selbst versorgen konnten. Ein soziales Pilotprojekt. Zu meinem Erstaunen gab es dort noch mehr Häuser als früher, zum Teil hübsch ausgebaut und frisch gestrichen. In den Gärten sah ich Blumen und Gemüsebeete. Aber sonst befindet sich die untere Schirwindter Straße in schlechtem Zustand. Verfallene, alte Häuser, Mist und Unrathaufen, brachliegende Ackerflächen. Wenn ich durch "meine Stadt" fahre, sehe ich sie wie früher, die Mißstände von heute erschrecken mich. Darum darf ich es den heutigen Betrachtern nicht übel nehmen, wenn sie Zweifel an meinen schwärmerischen Ausführungen hegen. Trotzdem, ich genoß die Fahrt durch Ebenrode, mit jedem Haus, mit jeder Straße verbanden sich Erinnerungen an meine wunderbare Kindheit.

Dieses Gefühl zu vermitteln, ist unmöglich. Nur das Selbsterlebte bleibt für immer haften. Langsam rollten wir zum Abschluß noch einmal durch Ebenroder Straßen, am Kleinen Markt vorbei, über Bareich kehmen, über die ehemaligen Bahmgleise nach Schloßberg, in Richtung Trakehnen. Einmal noch drehte ich mich um, aus der Ferne grüßte der wuchtige Wasserturm zum Abschied. In Trakehnen verabschiedete sich Frau Klöß. Für den anderen Tag war die Heimreise der Schloßberger mit Scheer-Bus vorgesehen. Frau Klöß dankte Frau Wiemer und mir für alle gemeinsamen Unternehmungen, aber ich merkte ihr an, so ganz überzeugt von ihrer Spurensuche war sie nicht. In Tollmingkehmen erwischten wir gerade noch Gerhard Scheers Erlebnis am obligatorischen Stop, der Donaleitin Gedenkkirche. Die Gruppe hatte an diesem Tag Besichtigungen im Kreis Ebenrode und Gumbinnen absolviert. Frau Wiemer ergriff diese Gelegenheit, allen Schloßberg-Teilnehmern zu danken und wünschte gute Heimreise. Selbst Herr Scheer nahm mich freundlich in die Arme und fragte, wann ich wieder mit ihm nach Ostpreußen fahren würde. Unterwegs nach Schönheide erläuterte mir Frau Wiemer ihre Pläne für die nächsten Tage. Morgen, Montag, hätte sie noch zwei offizielle Termine in Trakehnen, anschließend könnten wir unseren Rückweg zur Fähre antreten. Um uns einige Kilometer zu sparen, wäre es ratsam, heute in Schönheide die Koffer zu packen, um anderen Tags direkt von Trakehnen zur Kurischen Nehrung zu fahren. Der Vorschlag überzeugte mich. Vielleicht gab es unterwegs die eine oder andere Gelegenheit, noch etwas ohne Hast zu besichtigen. Die paar Siebensachen sammelte jeder schnell zusammen, die Koffer standen bereit. Auch unsere Rechnungen beglichen wir. Ich glaubte mich verhöhrt zu haben, Tatjana erbat für die vier Übernachtungen mit Kost und Logis und Wodka 100 Euro pro Person. Zum Glück hatte ich noch ein Pfund Kaffee und Schokolade dabei, um mich wenigstens etwas zu revanchieren. Nach all diesem hin und her, Handy-Gesprächen und letzte Informationen, servierte Tatjana ein überaus leckeres Abendessen. Echten russischen Borritsch mit viel Schmand. Die Suppe war so lecker, jeder nahm noch einen zweiten Teller voll. Köstliche Blinis, einmal mit Fleischfüllung, einmal mit süßer Quarkrosinenfüllung, dazu viel Schmand, rundete die Mahlzeit ab. Gutes Essen ist mehr als nur Sättigung, sondern bedeutet Genuß und Wohlbefinden, einfach pure Lebensfreude! Dankbarkeit erfüllte die ganze Tischrunde über so viel russische Gastlichkeit mit deutscher Verständigung.

Montag, 23.Mai 2016

Zum Abschied aus Schönheide verwöhnte uns Tatjanas Mann mit einem extra feinem Frühstück. Neben all den guten anderen Sachen gab es eine große Pfanne mit Rühreiern, Speck und Schnittlauch. Köstlich! Nach vielen Umarmungen, guten Wünschen und Abschiedsgewicke rollte das Auto vom Hofplatz. Die Hunde die bellten hinterher als letzten Gruß. An diesem Vormittag war Trakehnen unser Ziel. Wir fahren noch einmal die mit Bäumen flankierten, uns längst vertrauten Wege entlang über Warnen, Tollmingkehmen, Rodebach. Kurz vor Rodebach, mit einem

Freudeschrei, bat Frau Wiemer ihren Mann anzuhalten, und stürmte einen kleinen Hügel mit Denkmal hinauf. Hier hatten doch tatsächlich ihre russischen Freunde das längst verfallene, vergessene Kriegsgräberdenkmal von 1914-1918 wieder neu aufgebaut. Diese Geste der Verehrung deutscher Toten des ersten Weltkrieges durch heutige Russen, rührte Frau Wiemer zu Tränen. In der Schule, im Stallmeisterhaus des früheren Gestüts, wollte Frau Wiemer sich mit der Dirketorin, Frau Elena Saujuck, treffen. Eine ältere, in dunkel gekleidete Dame trat mit abschätzendem Blick auf uns zu. Frau Wiemer stellte ihren Mann und mich vor, sie quittierte unseren Gruß mit angedeutetem Lächeln und Kopfnicken. Ob sie unsere Anwesenheit gut fand, verriet ihre Mine nicht. Eine junge Deutschlehrerin der Schule huschte ins Direktorenbüro zum Dolmetschen und die Unterhaltung begann. Es ging um den Schüleraustausch zwischen Trakehnen und der Kreisgemeinschaft, um Termine und Absprachen, die nicht erst jetzt vereinbart worden waren. Mir schien, an Frau Saujucks Mine zu erkennen, so ganz sei sie mit der Angelegenheit nicht ganz einverstanden, nach es dann wohl in Kauf, als Frau Wiemer eine größere Summe Geld auf den Tisch legte, die die Kosten des Schüleraustausches zum Teil decken sollte. Penibel genau zählte Frau Wiemer Schein für Schein ihr das Geld vor. Frau Saujuck nahm es in Empfang und stellte ohne Regung die Quittung aus. Nach ein paar höflichen Floskeln, und möge die Aktion Erfolg haben, verabschiedeten wir uns gegenseitig. Gerade mal bis zur Tür begleitete uns Frau Saujuck, die Audienz war beendet.

Erleichtert traten wir aus dem Haus und erwärmten uns an dem strahlend schönen Sonnenlicht. Gegen 11.00 Uhr erwartete Frau Wiemer eine Delegation der Graf-Dönhoff-Vereinigung, die aus Königsberg kommend, sich über das Trakehner Gestüt informieren wollten. Der Graf, ein Neffe von Marion Dönhoff, hatte sich selbst angesagt, erschien dann doch nicht aus Termingründen. Stattdessen begleitete die sehr interessierten, älteren wie jüngeren Gäste, die reizende, Russland-Reise-Agentur Besitzerin und gleichzeitige Reiseführerin Romanova, die Gesellschaft. Als alle pünktlich am bekannten Haupttor des Gestüts in Trakehnen ausstiegen, verbreitete sich sofort eine fröhliche, gespannte Atmosphäre. Soviel erwartungsvolles Interesse mit Neugier gepaart, habe ich selten auf meinen Reisen erlebt. Als im Sitzungsraum des Heimatmuseums im Landstallmeisterhaus alle Teilnehmer Platz genommen hatten, begann Frau Wiemer nach einer herzlichen Begrüßung aus dem Stehgreif mit einem lebendigen Vortrag über das Trakehner Gestüt und seiner langjährigen Geschichte. Sie untermalte die einzelnen Abschnitte des Gestütswerdegangs durch eingespielte Fernsehbilder. Die Gäste sahen bildlich, wie früher die Hierarchie des Personals große Bedeutung erlangte. Wie und wo die jährlichen Jagden mit welchen Persönlichkeiten stattfanden. Ebenso beschrieb Frau Wiemer die vielen Vorwerke, die zum Gestüt gehörten und deren einzelne Bestimmung entweder für Fohlen, Remonten oder einfach nur für die Futtermittellieferung dienten. Die Leute hörten gebannt zu, stellten Fragen über

Pferdezucht und Vererbung, Vertrieb und Nutzen. An Hand eines großem Modells im Nebenraum zeigte Frau Wiemer die gesamte Gestütanlage, die sich über eine Gesamtläche von 25000 ha Land erstreckte mit all den Stallungen für Hengste, Stuten, Remonten. Trakehnen entwickelte sich im Laufe ihrer Geschichte zu einer kleinen Gemeinde, mit Schule, allerlei Gewerke, wie Schmiede, Schlosserei, Sattlerei, Mühle und sogar mit eigenem Elektrizitätswerk. Frau Wiemer gab ihr umfangreiches Wissen gerne weiter, auf ihrem Spaziergang mit den Gästen über das heute noch verbliebende Gelände mit einigen erhaltenen Backsteingebäuden und Stallungen. Am Standbild des legendären „Tempelhüter“, dem berühmtesten Deckhengst des Gestüts vor dem Landstallmeisterhaus, wurden viele Fotos gemacht. Die Gruppe war von dieser Einmaligkeit deutscher Pferdezucht ungeheuer beeindruckt und interessiert, und sie bestürmten Frau Wiemer immer noch mit Fragen auf dem Weg zu Fuß zur „Alten Apotheke“ zum wohlverdienten Mittagessen. Diese ältere, intelligente Gesellschaft versprühte soviel Fröhlichkeit und Wissbegierde. Allen tat es leid, aufbrechen zu müssen, als Frau Romanova zum Einsteigen in den Bus nach Königsberg mahnte.

Auch für uns wurde es Zeit zum Aufbruch. Spätestens heute Abend wollten wir in Nidden sein. Die große Verabschiedung von Vladimir Sudian und seinen Leuten, dem Besitzer der „Alten Apotheke“ endete mit dem Versprechen, bald wieder hier zu sein, aber heute sei sie glücklich, alle Termine wunschgemäß erfüllt zu haben. Bald erreichten wir die Autobahn Richtung Königsberg. Bei mäßigem Verkehr kamen wir gut voran. Gumbinnen winkten wir aus der Ferne zu. Bei der Durchfahrt durch Insterburg, kam mir wieder die Kindheitserinnerungen in den Sinn. Im Insterburger Gebiet vereint sich die Pissa mit der Angerrapp, gemeinsam mit der Inster entsteht der große Strom: Pregel, der uns von nun an bis Königsberg begleitete. Auf der großen Pregelbrücke bei Tablacken schaute ich nochmals auf die alte Eisenbahnbrücke der Reichsstraße 1, die früher durch Wehlau und Tapiau ging. Die neue, große Autobahn führt heute als Umgehung an beiden Städten vorbei. Immer, wenn ich hier bin, kommt mir der Spruch in den Sinn: „Wer nichts wagt, kommt nicht nach Wehlau (wegen der engen Pregelbrücke), wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau (wegen des Gefängnisses)“.

Circa 2 bis 2 einhalb Stunden brauchten wir, bis Königsberg in Sicht kam. Um nach Cranz und die Kurische Nehrung zu gelangen, kann die Innenstadt total gemieden werden. Schon immer gab es eine große Ringstraße rundum Königsberg. Von dort aus führten sämtliche Ausfallstraßen sternförmig in alle Richtungen. Ich staunte nicht schlecht, als wir uns Königsberg (Kaliningrad) und der Ringstraße näherten. Der Verkehr nahm enorm zu, Staus und Behinderungen verlangsamten die Fahrweise. Großstadtgetriebe herrschte allerorts. Welcher Unterschied zu früher.

Damals, vor Jahren, mit Gerhard Scheer fuhren hier und in der Stadt nur wenige

Autos, wenige Bauvorhaben sahen wir und Straßenbauarbeiten gab es gar nicht. Und nun dieses Bild! Vor uns breitete sich ein riesiges Gebiet geordnetes Chaos aus. Hinweisschilder, Backen, Absperrungen, verengte Fahrbahnen, rote Warnhütchen wiesen darauf hin: Vorsicht, hier wird gebaut! Hier entsteht eine neue Straßentrasse. Riesige Baumaschinen, Bagger, Walzen, hoben gewaltige Erdmassen aus, schoben Wälle auf, oder ebneten Flächen. In dem kilometerlangen Baubereich türmten sich am Wegesrand Hügel von Erdreich, Sand, Steinen und Geröll auf. Die Größe der Baustelle ließ ahnen, dieses sind keine Straßenreparaturen im üblichen Sinn, sondern langfristig geplante Infrastrukturen für die Zukunft der Stadt Kaliningrad wegen seiner kommenden Bedeutung. Höchste Aufmerksamkeit war geboten. Zum Teil fuhren die Wagen Stoßstange an Stoßstange langsam an dem engen einspurigen Weg an dem Arbeitsbereich vorbei. Außerdem achteten wir alle darauf, die richtige Abfahrstraße die A 191, nicht zu verpassen, um Cranz zu erreichen. Endlich war es geschafft.

Nach dieser Horrorfahrt bogen wir ab in eine nagelneue vierspurige Autobahn, die modernste und beste Trasse, die wir je befahren haben. Das spiegelnde Asphaltband zog sich leicht geschwungen bis in die Ferne, keine Delle behinderte das gleichmäßige Rollen der Autoreifen. In der Mitte der Begrenzung beider Fahrbahnen standen in hundert Meter Abstand schlanke Lichtmasten, an deren Spitze symbolhafte Schiffsornamente prangten. Ein wunderschöner Schmuck und Wegweiser zugleich, das Meer ist nicht mehr weit. Schon bei der Einfahrt in Cranz bot sich uns ein buntes, quirliges Bild. Der Ort strahlte im Sonnenlicht, fröhliche Menschen bevölkerten in luftiger Kleidung die Alleen und Straßen. Herrlich bepflanzte Blumenkübel schmückten die Stadt in voller Pracht. Rund um die Promenade standen neu erbaute Hotels, bunt gestrichen in exklusiver Bauweise. Dort am Ende der Straße, am Kreisverkehr, parkten wir, um uns die Promenade mit all dem bunten Treiben anzusehen.

Sofort stellte ich Vergleiche fest. Vor Jahren stand ich schon einmal an diesem Ort. Damals stand hier kein Hotel, der Platz war öde und leer, die Promenadenbrüstung bestand aus einer tristen Betonmauer. Heute reiht sich Hotel an Hotel, auch wenn noch nicht alles fertig und in Betrieb genommen ist. Die Promenade wurde neu und frisch gepflastert und die Brüstung aus leicht gebogenen Gitterstäben, versperrte nicht mehr den Blick auf die sich kräuselnde Ostsee. Ich merkte überall, Cranz war im Begriff, nach all den Häßlichkeiten aus Beton früherer Jahre, wieder zu einem blühenden, modernen Badeort aufzuerstehen. Durch den stockenden Abendverkehr vorbei an Hotels, Restaurants und fröhlichen Menschen, erreichten wir endlich die ruhiger werdende Straße zur Kurischen Nehrung. Weißer Sand und braune Kieferstämme zeigten an, wir sind auf dem richtigen Weg.

Am Mauthäuschen zahlte Frau Wiemer einen geringen Betrag zur Erhaltung und zum

Schutz dieser Naturlandschaft. Gelöst und entspannt fuhren wir auf dieser einzigartigen Nehrungsstraße dahin, zwischen lichtdurchfluteten Kiefernwäldern und kleinen Ausblick auf Ostsee und Haff, an Sarkau vorbei. Nur vereinzelt tauchte ein Auto auf. Bald erreichten wir die Abzweigung nach Rossitten, am Haff gelegen. Der große See vor der Ortschaft glänzte in der Sonne, ein weißer Schwan zog still seine Bahn. Frau Wiemer machte ein paar Einkäufe in einem der Geschäfte. Ich vertrat mir die Beine und sah mich ein wenig um, hier war nichts Neues zu entdecken, die kleinen Fischerhäuschen hatten wohl mal Farbe bekommen. Herr Daunicht wäre zu gerne noch einmal bei der Vogelwarte eingekehrt. Die Fangstation und die Leute der Vogelberingung interessierten ihn sehr, nur der Aufenthalt dort, würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Als wir wenig später am Eingangstor der Station vorbeifuhren, schaute er wehmütig zurück. Ich verstand ihn gut.

Allmählich konzentrierten wir uns auf den Grenzübergang kurz vor Nidden, hier endete das russische Gebiet und damit unsere Visumfrist. Inständig hofften wir, die Kontrollen würden uns nicht so viel Zeit rauben, wie vor einer Woche bei der Einreise in Tilsit. Aber am Eingang zum Zollhof stellte sich heraus, unsere Sorge war unbegründet. Keine Autoschlange vor uns. Zöllner sahen wir auch nicht, die Anlage sah wie unbenutzt aus. Nur eine rote Warnleuchte vor einer heruntergelassenen Schranke bedeutete Stop-Halt. Nach wenigen Minuten sprang das rote Signal auf grün, die Schranke hob sich, tapfer fuhren wir weiter, und siehe da, mehrere russische Beamte traten aus den Abfertigungshallen, lächelten und baten um die Passports. Sehr genau prüften die Beamten, auch am Computer unsere Papiere. Dann nahmen sie das Auto unter die Lupe, das heißt, sie spiegelten, wie damals an der DDR-Grenze, den Unterboden ab. Ein offenstehendes Autofenster musste bis zum Anschlag heruntergekurbelt werden, was ich total töricht fand. Herr Daunicht klärte mich auf, im Scheibenraum und in Bodennischen könnte Schmuggelware versteckt sein. Flüchtig schauten sie zwischen die Koffer, ließen nicht einmal einen öffnen. Bedeuteten per Handzeichen: Wodka? Ja, versicherte ich (meine Flasche von Frau Doktorin aus Ebenrode). Die Beamten liefen noch einmal ums Auto herum, wir lächelten, wir hatten nichts zu verbergen, und gaben ihr o.k. zur Weiterfahrt. In knapp einer halben Stunde waren alle Formalitäten auf russischer Seite erledigt.

An der litauischen Grenzkontrolle gab es überhaupt keine Schwierigkeiten. Das kleine EU-Sternenbanner leuchtete uns entgegen. Die Pässe schauten die Beamten an, wir waren also Deutsche, Mitglieder der großen Europäischen Union. Mich überwältigte die Einfahrt nach Nidden. Mir kam alles so vertraut und noch viel schöner vor. Nidden besuchte ich oft in verschiedenen Jahren zuvor. Von der Nehrungsstraße kommend, rollte der Wagen den kleinen, abschüssigen Hügel zum Marktplatz herunter. Hier irgendwo in der Nähe suchten wir ein Hotel zur Übernachtung und fanden in einer Seitenstraße das „Jurate“. Der Preis stimmte, die Zimmer sauber, modern und geschmackvoll eingerichtet. Aus den Fenstern sahen

wir die gepflegte Haffpromenade, davor die weitläufigen Parkanlagen mit hübschen Blumenrabatten, sauberen Wegen und Plätzen. Nidden hatte sich zum Vorteil verändert. Schmucke blauweiße Fischer- häuser mit dem gekreuzten Giebelholz reihten sich aneinander neben kleinen neuen Pensionen. Der Marktplatz, das ganze Zentrum war mit schönen Steinplatten verlegt. All das nahm ich wahr auf dem erholsamen Spaziergang an der besonders frischen Luft. Die Bäume rauschten im leisen Wind und Nidden bot ein Bild der Ruhe und Behaglichkeit. Wenig Leute flanierten auf den Straßen, einige Lokale hatten trotzdem geöffnet. An einem Tisch auf der Terrasse mit weitem Blick auf das Kurische Haff nahmen wir Platz und bestellten jeder ein kleines Gericht und Rotwein dazu. Diesen letzten Abend unter freiem Himmel wollten wir genießen in aller Beschaulichkeit. Das Essen schmeckte hervorragend, der Wein löste die Zunge, natürlich kreiste unser Gespräch um die Reise mit ihren Eindrücken. Mir aber ging „Jurate“ nicht aus dem Sinn. Wann hatte ich dieses Wort gehört und in welchem Zusammenhang? Plötzlich, beim Glas Wein, fiel es mir ein. Anfang oder Mitte 1990 machten mein Lebensgefährte, meine Schwester und ich, hier in Nidden herrliche Ferien am Ostseestrand und Wanderungen durch die damals noch nicht gezähmte Dünenwelt. Wir wohnten damals wie heute im „Jurate“ mitten in Nidden, nur mit dem gravierenden Unterschied, damals war das „Jurate“ eine Art Jugendherberge, es fehlte jeder Komfort, heute ist das Hotel eine noble Herberge. Die Bestätigung meiner Vermutung folgte am nächsten Morgen beim Frühstück. Genau in diesem Speisesaal saßen wir auch damals, trotz der besseren Ausstattung heute, vergaßen die Bauherren den Fußboden auszutauschen oder er schien Ihnen gut genug zu sein. An diesen alten, wirklich häßlichen Bodenfliesen erkannte ich „unser Jurate“.

Dienstag, 24. Mai 2016

Als ich am Morgen ausgeruht erwachte, kam mir zum Bewußtsein, nur dieser eine wunderbare Tag bleibt uns noch, um Nidden, die Kurische Nehrung und Memel (Klaipeda) anzuschauen, denn heute Abend sind wir bereits auf dem Schiff zur Heimreise. Wir machten uns auf den Weg zur großen Wanderdüne. Am frühen Morgen halten sich dort wenig Touristen auf, ebenso verstopfen die Reisebusse nicht die engen Zufahrtswege. Die Bernsteinverkäufer allerdings hatten ihre Stände aufgebaut und warteten auf Kundschaft. Uns zog es frohgelaunt auf die steinerne Plattform, von dort ist der Rundblick überwältigend. Die Düne breitet sich weißleuchtend südlich bis zum Horizont aus. An einigen Stellen fallen Sandmassen steil ab, bilden Mulden oder lange Windwellen bedecken die Oberfläche. Es gibt auch kleine befestigte Sandhaferflecken zur Bodenbefestigung. Trotzdem, ein leiser Lufthauch, der mancherorts zum Heulen heranwächst, verwandelt diese Urgewalten und Sandmassen zu Ungeheuern. so unendlich schön, majestätisch und erhaben sich

diese Naturwunder zeigt, birgt er viele Gefahren und Leid, wenn ein Mensch Vorzeichen unterschätzt. Ganze Dörfer und Menschen sind früher durch die Sandmassen verschüttet worden. Aber an diesem Morgen genossen wir nur das Schauspiel. Am Rande der Düne zur Ostsee hin, zieht sich ein breiter grüner Kiefernbaumbestand. Die Ostsee glitzert silbern im Sonnenlicht, und das Wasser im Haff wetteifert ebenso mit strahlendem Glanz. Diese Panoramabild ist so einmalig, bei so viel Weitsicht entdeckt das Auge sogar die Elchniederung am Horizont wie ein dunkles Band, das am Ende das Kurische Haffwasser umschließt. Dieses Naturwunder auf der Nehrung in Ostpreußen bleibt ein gewaltiges Erlebnis.

Noch einmal kreuzten wir durch diesen herrlichen Ferienort Nidden. Ich entdeckte zur Haffseite den ausgebauten Hafen, auf Originalkurenkähnen schipperten erfahrene Seeleute Touristen über das manchmal tückische Kurische Haff. Buntbemalte Buden mit Fischen lassen ahnen, hier gibt es noch den frischgefangenen, geräucherten Aal und Flundern. In fast allen Straßen boten sich die blauweißen Fischerhäuser als Ferienunterkünfte an, ich bin mir sicher, heute fehlt da kein Badezimmer mehr, die Zeiten von damals sind vorbei. Ein unbedingtes „Muß“ ist das „Thomas-Mann-Haus“ mit dem legendären italienischen Blick. Wiemers liefen den, für mich etwas beschwerlichen Weg, hinauf. Aber so schnell hatte ich sie garnicht zurückerwartet. Voller Entrüstung machte sich Frau Wiemer Luft: Von wegen italienischer Blick, alle Kiefern, die den Haffblick so unwiderstehlich machen, sind abgesägt worden.

Diese Erkenntnis war dann Grund genug, Nidden zu verlassen und nach Schwarzort weiterzufahren. Auch dieser Kurort ist hübsch anzusehen. Gepflegte Ferienhäuser, sogar ein größeres Hotel schmücken die Wege und Plätze rund um den Park und der Promenade am Haff. Herr Daunicht entdeckte in den hohen Bäumen am Rande für ihn bekannte Vogelstimmen. Wir schauten einem sich putzenden Schwanenpaar am aufgeschichteten Steiufer zu, bewunderten an langen Stangen befestigte bunte Kurenwimpel, aus Holz geschnitzt, und genossen die himmlische Ruhe in der warmen Sonne. Gleich neben der erhaltenen alten Kirche befindet sich der Eingang zum Hexenberg, mit all den furchterregenden mannshohen Holzskulpturen von Hexen, Kobolden und Geistern. Heute wollten wir dieses Labyrinth auf verschlungenen Waldpfaden nicht besichtigen, aus Zeitgründen und weil jeder von uns den „Hexenkessel“ kannte.

Dafür faszinierte uns immer wieder diese einzigartige Küstenstraße mit dem in Jahren gewachsenen Baumbestand, der die Dünen in Schach hält, und den hier noch lebenden Elchen Schutz bietet. Ständig hielt jeder von uns nach ihnen Ausschau, nur kein Elch ließ sich blicken, so ein Pech. Dafür bogen wir an einer Kreuzung in eine gut asphaltierte Straße nach Perwelk ein. Oft hatte ich von diesem kleinen Fischerort gehört, selbst Gerhard Scheer wollte nie diesen Abstecher anfahren. Ziemlich

überrascht staunten wir über die Größe von Perwelk, besonders einige wunderschöne Villen, bewohnt und sogar im Bau, säumten die Straßen. In diesem abgeschiedenen Ort müßten wohl sehr betuchte Leute wohnen oder ihre Ferien genießen, anders lassen sich die Vielzahl der Villen nicht erklären. Natürlich gab es auch bunte Fischerhäuser, die gemietet werden konnten, sogar ein elegantes Hotel. Überall Blumen und Gärten! Hatten wir einen Geheimtipp entdeckt? Unscheinbare Wege bieten oft Überraschungen.

Ein Wegweiser zeigte an, bis Sandkrug, dem Fähranleger, ist es nicht mehr weit, die Straße wurde ein wenig kurviger und hügeliger. Rechts am Weg zog uns eine grüne Anhöhe in den Bann. Sofort wußten Frau Wiemer und ich, hier hatte vor Jahren ein riesiger Waldbrand gewütet, die vielen verkohlten Stämme erinnerten damals an die Katastrophe. Mit viel Mühe und Sorgfalt wurde dieser Landstrich neu aufgeforstet und bearbeitet. Inzwischen aber sorgten die enormen Kräfte der Natur, diese Wunde zu schließen. Ein wenig versunken mit seinen eigenen Gedanken erfreute sich jeder auf seine Art an die Fülle der herrlichen Landschaft. In der Ferne tauchten in etwas dunstigem Sonnenlicht das Häusermeer von Memel auf. Die Hafenkranen reckten ihre stählernen Arme gen Himmel. Die Luft flirtete über dem Hafwasser, ein paar Schiffe und Boote kreuzten hin und her. Ein Wäldchen gab den Blick frei, auf das nahe ans Ufer gerückte Kurische Haff. Plötzlich kräuselten ein paar Wellen das sonst ruhige Wasser. Wie aus einem Mund schrien wir, ein Elch, ein Elch! Frau Wiemer bremste abrupt, Herr Daunicht sprang förmlich aus dem Auto und drückte auf den Auslöser der Kamera. Gemächlich watete der Elch auf das Ufer zu; er drehte seinen Kopf, sah zu uns rüber. Das aufgewirbelte Wasser hinter ihm zog er wie einen glitzernden Schweif hinter sich her. Als er sich beobachtet fühlte beschleunigte er seine Schritte, wie ein Schwall spritzte das Wasser an seine Brust. Eilig erreichte er das Ufer und das schützende Wäldchen. Wir waren wie aus dem Häuschen, sprangen vor lauter Begeisterung und Freude herum. Ein Elch, ein Elch! So eine Seltenheit, dieses scheue Tier aus nächster Nähe zu erleben, zu beobachten, zu fotografieren. Wie angewurzelt blieben wir auf der abschüssigen, in eine Kurve übergehende Straße stehen. Mit den Augen verfolgten wir den Elch im Unterholz, Zweige bewegten sich, würde er sich nochmals zeigen? Scheinbar bot das Wäldchen ihm nicht genügend Schutz. Nun näherte er sich der Straße dicht an der Kurve. Wir hielten den Atem an, würde er die Straße überqueren? In geringen Abstand zu uns, sprang er mit seinen langen Beinen etwas holprig und geduckt über die Straße. Verhedderte sich fast an der eisernen Straßenbegrenzung mit den abgeknickten Hinterbeinen und verschwandt just in dem Augenblick im schützenden Dickicht, als ein Bus im schnellen Tempo um die Kurve schoss. Gott sei Dank schrien wir! Dieser Aufprall zwischen Bus und Elch, hätte dem Tier das Leben gekostet, nur eine Sekunde lang zwischen Leben und Tod. Wir konnten uns kaum beruhigen über dieses wunderbare, fast tragisch endende Erlebnis. Immer wieder rief Frau Wiemer wir haben auf der Nehrung einen Elch gesehen! Ein wenig zitterig, aber von Freude erfüllt, stiegen wir

in Auto. Während der Weiterfahrt gab er nur ein Thema: Der Elch, der Elch!

Die Kurische Nehrung hatten wir abgefahren, von Cranz bis Sandkrug. Nun wollten unbedingt auch die Nehrungsspitze erkunden, das Memeltief mit der steinernen Einfahrtsmole. Über die Uferstraße gegenüber der Hafenseite erreichten wir so um die Mittagszeit mühelos den Riesenparkplatz am Meeresaquarium. Bauarbeiter erklärten uns, von hier aus führe keine Straße bis zur Spitze. Hier ist Schluss! Es sei denn, wir nehmen den Fußweg, der sei zwar sehr beschwerlich, aber zur Zeit gesperrt. Ein wenig entschäuscht schauten wir uns um, blickten zum Memeler Hafen und da, wie aus dem nichts, rauschte lautlos die weissblaue Fähre, die „Athena Seaways“ an uns vorbei. Unser Schiff, das uns heute Abend zurück nach Deutschland bringen sollte. Welch ein Anblick! Die Größe, die Länge dieses Schiffes wurde uns erst hier im Vorbeifahren bewusst. Wundern brauchten wir uns nicht, schließlich konnte dieser Kahn mehrere hundert LKW und PKWs über die Ostsee transportieren, abgesehen von all den Passagieren, die während der Überfahrt darauf schlafen, essen und sich vergnügen.

Zum kleinen Fähranleger in Sandkrug fuhren wir diesmal durch den Waldstreifen, der sich vor der Ostseeküste hinzieht, immer noch in der Hoffnung, einen Weg zur Nehrungsspitze zu finden. Bald sahen wir ein, es gab keine Möglichkeit, wenigstens den Strand mit dem Auto zu erreichen. Wege fanden wir zwar genug, aber alle waren ausgeschilderte Wanderwege.

In wenigen Minuten übersetzte uns die vollbeladene Fähre zum Festland etwas ausserhalb von Memel. An den nun einsetzenden starken Verkehr mussten wir uns erst gewöhnen, mit der Ruhe, wie auf der Nehrung, war es jetzt vorbei. Nach ein paar Straßenzügen hatten wir uns ganz gut orientiert und, siehe da, wir landeten auf Memels großen Marktplatz mit dem „Ännchen von Tharau“-Brunnen und dem, ohne Gerüst, neu renovierten Theater. Sogar eine Parklücke fanden wir zwischen all den abgestellten Autos. Mir kam es so vor, wie „nach Hause“ kommen in Memel. Zu oft in vielen Jahren stand ich an diesem Ort und war glücklich, in die Runde zu schauen.

Wie eh und je versuchten die Bernsteinverkäufer ihre Ware an den Mann zu bringen, mit mehr oder weniger Erfolg. Wir entschieden uns, erst mal eine Pause einzulegen unter dem schützenden Sonnenschirm einer Konditorei. Bei Kaffee und köstlicher Käsetorte mit viel Schlagsahne erholten wir uns nach den Strapazen des Vormittags. Bewunderten das in bordeauxrot und weiss gestrichenen Theater und staunten über das emsige, großstädtische Treiben. Anschließend unternahmen wir eine Rundfahrt durch Memel und entdeckten neu viele uns bekannten Sehenswürdigkeiten. Die alten Speicher zu Cafes oder Restaurants umfunktioniert, an der Dange mit seinen Parkanlagen, zog die Touristen an. Selbst das getakelte Segelschiff tat immer noch seine Dienste als Lokal.

Im Stadtkern prangte das Klaipeda-Hotel, das litauische Granitmahnmal mit der abgebrochenen Ecke erinnerte an ihre Unabhängigkeit neben der alten Brücke. Einige alte Häuser der Vorkriegszeit sind renoviert worden. Zufällig streiften wir den etwas abgelegenen Platz, wo früher die zerstörte Kirche stand, dahinter liegt heute ein Forum für Veranstaltungen und Familientreffen. All das kenne ich aus meinen Reisen der letzten Jahre. Das alte ursprüngliche Memel meiner Kindheit existiert nicht mehr, das ist Vergangenheit. Trotzdem bleibt für mich Memel ein Ort, der für Ostpreussen steht.

Unerbittlich rückten die Zeiger der Uhr weiter, wir mussten an des Check-Inn am Anleger der „Athena Seaways“ denken. Dieser Ort liegt sehr weit draußen südlich der Stadt. An breiten vierspurigen Straßen stehen Häuserblocks an Häuserblocks. Memel ist von der Einwohnerzahl so gewachsen, da können nur Hochhäuser Abhilfe schaffen. Dementsprechend gibt es dort viele große Einkaufszentren, die Wiemers sich unbedingt ansehen wollten. Ich ersparte mir die langen Gänge durch die verschiedenen Geschäfte. Vielmehr interessierten mich, all die Typen von Menschen, die da am Ein- und Ausgang vorbei flanierten. Ein Wahnsinn, dieses Gewühle! Wiemers waren begeistert von der Modernität dieser Einkaufstempel und dem Warenangebot. Es gibt nichts, was man dort nicht hätte kaufen können. Vorausgesetzt, die Leute haben das Geld.

Viel Zeit brauchten wir, mitten im dicksten Feierabendverkehr, um in langen Autoschlangen den kilometerweit entfernten Anlegerterminal zu erreichen. Das Einchecken am Abfertigungsschalter dauerte nicht lange, unsere Papiere waren in Ordnung, die Kabinen bei der Anreise gebucht. Wir wurden angewiesen hinter dem Verwaltungshaus in die Warteschleife zu fahren. Von da aus konnten wir die „Athena Seaways“ noch gar nicht sehen, also mutmaßten wir, bis zum Schiff ist es ein weiter Weg. Unsere Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Der Warteplatz füllte sich mit weiteren PKWs, bis endlich ein grünes Signal zur Weiterfahrt aufforderte. Erst fuhren wir zu einem riesigen Kai, der mit hundert oder mehr Lastwagen vollgeparkt war. Hier regierten die Schiffseinweiser, mit Handys, Funkgeräten und Trillerpfeifen. Wir wurden in einer Ecke abgestellt, Handzeichen bedeuteten: warten. Wie in einem Bienenschwarm wuselten die LKWs hin und her, andere wurden in den Bauch des Schiffes dirigiert, vom Schiff sahen wir bloß das große geöffnete Heck. Voller Interesse schauten wir diesem Verlademanöver zu. Die Einweiser waren voll konzentriert. Mir schien, von hier draußen schätzen sie im Kopf ein, der oder das Fahrzeug gehört von der Größe da und da an Bord hin. Es ging eben nicht der Reihe nach, sondern nach Länge. Endlich winkte uns ein Mann zu, wir durften aufs Schiff. Auch an Deck teilten die Einweiser die Plätze zu. Wir standen plötzlich mit dem Wagen eingeklemt zwischen nagelneuen Zugmaschinen und Lastwagen. Jedes Fahrzeug wurde mit Ketten an Fußbodenösen gesichert um das verrutschen der Wagen zu vermeiden. Auf hoher See und bei Wellengang könnte das fatale Folgen

haben. Nach dem wir unsere Kabinen eingenommen hatten, gingen wir wieder an Deck, um diesem Verladespektakel zuzuschauen. Inzwischen hatte sich das Kai geleert, nur noch wenige Fahrzeuge fuhrten an Bord, das Schiff war voll. Gähnende Leere am Kai, die Einweiser lachten und machten fröhliche Gesichter.

Um 21.00 Uhr sollte die Fähre aus Memel auslaufen. Auf ein Signal hin, lösten die Männer kurz vorher sämtliche Trossen und Taue. Dicht gedrängt standen die Passagiere auf den Decks, um das Auslaufen zu beobachten. Ich hatte Wiemers Bescheid gesagt, ich wollte mir die Ausfahrt bis zum Memelner Tief ansehen, sie sollten sich um mich nicht sorgen. Pünktlich um 21.00 Uhr heulte das Auslaufhorn. Langsam, durch Seitenruder gesteuert, entfernte sich das Schiff gurgelnd vom Anlegerkai und bog in die Fahrrinne ein. Ohne Fahrt aufzunehmen, glitt die „Seaways“ im Abendlicht am Memeler Panorama vorbei hinaus auf das Meer. Obwohl das Deck voller Menschen war, diesen Abschied von Memel wollte ich alleine genießen, ohne Gespräche und Kommentare. Über eine halbe Stunde dauerte die Fahrt bis zum Memel Tief, Wind kam auf. Wie ein Trichter öffnete sich der Hafen zum Meer. Wellen schlugen gegen die großen Steine der Mole. Rechts winkte mir die Spitze der Nehrung mit dem weißen Sandstrand und ihrem Wellenschlag zu. Noch sah ich die Skyline von Memel, ein wenig wehmütig wurde mir ums Herz. Werde ich diesen Anblick noch einmal sehen? Dann nahm das Schiff mächtig Fahrt auf, das schäumende Wasser schlug gegen die Bordwand. Memel verschwand in der Dämmerung, die Nehrung war nur noch ein Strich. Die rotglühende Sonne senkte sich im Westen zum Horizont. Wie eine schwarze Silhouette wirkte ein Fischerkutter auf dem breiten goldenen Band, das die Sonne aufs Meer warf. Diese Stimmung, diese Situation in der Intensität ist unbeschreiblich. Das sind Erlebnisse besonderer Art, die für immer im Gedächtnis bleiben. Endlich gelang es mir, mich aus dieser sentimentaln Regung zu lösen.

Ich suchte Wiemers, die an Deck saßen, und sich an den Köstlichkeiten aus ihrem Picknickkorb labten. Nun bekam auch ich Appetit und langte kräftig zu. Bei Wein und frischem Wind schauten wir ständig in die rot untergehende Sonne, ebenso die umherstehenden Passagiere, die dieses seltene Schauspiel genossen. Urplötzlich, wie einer Eingebung folgend, stimmten Frau Wiemer und ich das altvergessene Lied von Rudi Schuricke an, „Wenn bei Capri...“. Wir sangen, nein, es wirkte wie ein Herausschreien der Befreiung und Erlösung aus der Anspannung heraus: „Wenn bei Memel die rote Sonne im Meer versinkt und am Himmel die bleiche Sichel des Mondes blinkt usw. Bella, bella, bella, Marie, vergiß mich nie.“ Obwohl sich so viele Leute an Deck aufhielten, sangen wir lauthals und ohne Hemmungen immer wieder: Bella, bella, Marie, vergiß mich nie. Wir waren einfach nur glücklich. Während nun wirklich die rote Sonne im Meer versank, ein letzter rötlicher Lichtschein sich in den Wolken spiegelte, senkte sich die Dämmerung herab. Erst jetzt bemerkten wir, wie durchgefroren wir an Deck hockten. Der Wodka im warmen Aufenthaltsraum weckte

wieder unsere Lebensgeister. Lange noch saßen wir in gemütlicher, fröhlicher Runde beisammen. Das Leben kann so schön sein!

Mittwoch, 25. Mai 2016

Irgendwann wachte ich in der stockdunklen Kabine auf. Ich hörte nur das Stampfen der Schiffsmaschine, ein paar Stimmen und Gerenne im Gang. Es mußte wohl gestern Abend spät geworden sein, die Uhr zeigte schon die Mittagsstunde an. Die Anstrengungen der letzten Tage machten sich wohl bemerkbar, der Körper verlangte sein Recht, und Schlaf ist dagegen eine gute Medizin. Als ich an Deck trat, traute ich meinen Augen nicht. Dichter, wabriger, kalter Nebel hüllte das Schiff förmlich ein, eisiger Wind peitschte über Deck. Wasser konnte ich überhaupt nicht sehen, nur das Klatschen und Rauschen der Wassermassen gegen die Bordwand, verriet mir, noch fahren wir, noch sind wir auf See. Nur ein paar rauchende Männer versuchten gegen den Wind anzukämpfen. Wie konnte das Wetter so schnell umschlagen? In den Aufenthaltsräumen hockten die meisten Passagiere mißmutig herum. Jeder hätte sich gewünscht, ein Sonnenbad an Deck während der Überfahrt zu genießen. Irgendwo zwischen den wartenden Menschen fand ich Wiemers, auch sie hatten ihren Schlaf etwas ausgedehnt. Gemütlich plaudernd verbrachten wir mit Kaffeetrinken und Herumsitzen die Zeit bis zur Ankunft um 16 Uhr in Kiel-Osthafen. Heute aber wollte die Zeit überhaupt nicht vergehen. Wir wurden per Lautsprecher angewiesen, die Kabinen zu räumen und das Gepäck an uns zu nehmen. Das Reinigungspersonal schafft es sonst nicht, die Kabinen für die noch heutige Rückfahrt nach Memel in Ordnung zu bringen.

Wer wollte, schaute sich draußen ein wenig um, oder brauchte frische Luft. Der Nebel und der Wind hatte sich etwas gelegt. Mir schien, das Schiff lag ruhiger im Wasser. Schemenhaft glitt im Dunst das Marineehrenmal Laboe am Schiff vorbei. Also befanden wir uns bereits in der Kieler Förde. Es dauerte dann noch über eine Stunde, ehe die Fähre im Osthafen anlegte. Mitten auf dem Gang öffnete Frau Wiemer ihre Provianttasche und schmierte jedem von uns ein Wurst- oder Käsebrod. Das Mittagessen war ausgefallen, nun meldete sich der Hunger, schließlich würden noch einige Stunden vergehen bis zu Hause. Plötzlich regte sich hektisches Gerenne und Gerufe unter der Mannschaft. Türen öffneten sich und schlossen sich, kalter Lufthauch zog durch die Gänge, Ketten klirrten, das Schiff drehte, Wasser rauschte und spritzte. An Deck verfolgten wir Passagiere das Anlegemanöver. Taue wurden über Bord geworfen, die Festmacher auf den Kais warteten schon. Langsam drückten die Seitenruder das Schiff gegen die schützenden Gummipolder an den Anleger.

Pünktlich um 16 Uhr legte die „Athena Seaways“ in Kiel an. Ein Ruck lief durch den Schiffskörper, als die Turbinen verstummten. Nur die Matrosen, die den

Schiffsbetrieb am Laufen halten, arbeiteten ununterbrochen. Eilig liefen die LKW-Fahrer zu ihren Wagen. Hektik, Lärm und Getöse hörten wir, die Heckklappe wurde wohl geöffnet. Sofort sprangen Motoren an, und Fahrgeräusche zeigten an, die Entladung beginnt. Als wir unser Auto erreichten, tat sich auf diesem Deck wenig. An Abfahrt war überhaupt nicht zu denken. Der Wagen stand eingekeilt zwischen diesen Zugmaschinen. Einige Männer lösten grinsend die Halterungen der Sicherheitsketten und räumten sie beiseite. Geduldig warteten wir, bis die unteren Decks entladen waren. Es dauerte lange, ehe die ersten Zugmaschinen Platz machten und abfuhrten. Endlich lotsten uns die Einweiser durch die eng entstandene Gasse. Per Handzeichen trieben sie uns an, schnellstmöglich über die Rampe von Bord zu fahren. Wir waren froh, endlich diesem lauten Gewimmel von Menschen, Autos und Geschrei zu entkommen. Über den gut gekennzeichneten Weg im Osthafenkaigelände erreichten wir sicher die Terminal-Ausfahrt. Das Wetter hatte sich gebessert, die Sonne kam zeitweise hinter den Wolken vor, es wehte ein frischer Wind. Der Feierabendverkehr hatte in Kiel eingesetzt, aber dank Wiemers guten Straßenkenntnissen erreichten wir bald die Autobahn nach Rendsburg.

Ich bat Frau Wiemer, mich bitte am Bahnhof abzusetzen, vielleicht erwischte ich noch den Zug um 18.45 Uhr nach Flensburg. So fand alles ein gutes Ende. Kurz nach 18 Uhr standen wir drei ein wenig traurig auf dem Bahnsteig. Das große Abschiednehmen von glücklichen, fröhlichen Tagen gelang mir nur halbwegs. Wie sollte ich Frau Wiemer und Herrn Daunicht meinen tiefempfundenen Dank vermitteln? Erst durch diese beiden Menschen, die mir so freundlich begegnet sind und mich so uneigennützig begleiteten, die mir erst die Möglichkeit schafften, mein geliebtes Ostpreußen wiederzusehen. Worte können unmöglich wirkliche Dankbarkeit ausdrücken. Ich hoffe, beide haben während unserer Reise immer gemerkt, welche Freude sie mir schenkten, bekannte und unbekannte Orte neu zu entdecken. Wie glücklich mich diese private Ostpreußenreise gemacht hat. Mein Herz wird weit von diesen Empfindungen. Herzlich nahmen wir uns in die Arme, ein bißchen heiser wurden die Stimmen. Uns alle übermannte verhaltene Rührung der Abschiedstrennung. Ich konnte ihnen nur noch ein „herzliches Dankeschön“ hinterher rufen und Winken, als sie eilig den Bahnsteig verließen, ehe der Zug einrollte. Als ich in Flensburg ausstieg, hätte ich den Bus nehmen können, der vor dem Bahnhofsgebäude bereit stand. Aber plötzlich merkte ich, die Strapazen der Reise machten sich bemerkbar. Etwas abgeschlagen und erschöpft winkte ich einem Taxifahrer zu, der mich sicher und schnell bis zu meiner Haustür in Wassersleben brachte.

Nachwort

Nach der Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen und der endgültigen Kapitulation

des Deutschen Reiches im Mai 1945, zerbrach für die Geflüchteten jede Hoffnung auf baldige Rückkehr in ihre Heimatorte. In den folgenden Jahren versuchte jeder in West- und Ostdeutschland Fuß zu fassen, und sich eine Existenz aufzubauen. Den meisten Flüchtlingen gelang der Neuanfang, trotzdem vergassen sie ihre Heimat nicht. Anfang der 80er Jahre wurde es möglich, in die polnisch besetzten Gebiete, wie Pommern, Danzig und Masuren zu reisen. Erst später in den 90er Jahren erlaubten es die russischen Behörden sogar, unter Visumzwang, nach Nordostpreußen, die Enklave Kaliningrader Oblast, zu besuchen. Innerhalb von 30 Jahren, in Abständen, bereiste ich die polnischen sowie die russisch besetzten Gebiete. In dieser Zeit bemerkte ich in beiden Teilen gravierende Veränderungen. Der Wandel in Polen verlief verhältnismäßig schnell. Heute gibt es kaum einen Unterschied zwischen Polen und Deutschland. Dort sind wirklich blühende Landschaften entstanden.. Ganz anders sah es in den ersten Jahren im russischen Teil aus. Es gab kaum Dörfer, die Häuser niedergewalzt. Es entstand eine riesige Brachfläche, das sonst so fruchtbare Ackerland verquäckt zu unbrauchbar gewordener Wildnis. Jetzt aber werden durch ausländische Investoren, besonders im Kreis Gumbinnen und Ebenrode, mit enormen Maschinenaufwand weite Flächen kultiviert. Ebenso wird teilweise die Infrastruktur erneuert, und der Tourismus angekurbelt.

In den ersten Jahren meiner Reisen nach Ostpreußen kehrte ich immer mit einem Stachel im Herzen zurück. Meine geliebte Heimat gab es nicht mehr, alles ist kaputt, verloren, vernichtet. Nichts erinnerte mehr an unser blühendes Leben, dort wo wir einst so glücklich waren. Diesen Verlust, diesen Schmerz, der verlorenen Heimat konnte ich nie verwinden. Zu sehr fühlte ich mich mit Ebenrode, Ostpreußen, verbunden. Aber diese letzte Reise im Mai 2016 hat mir klargemacht, für mich und alle meine Landsleute ist Ostpreußen heute verloren. Wir werden dort nie wieder eine Heimat finden; die Voraussetzungen dafür, sind nicht mehr vorhanden. Heute leben andere Menschen auf der uns vertrauten Erde, die auch arbeiten und glücklich sind. Ob sie dieses Land als ihre Heimat empfinden, wage ich zu bezweifeln. Aber eins haben diese Menschen begriffen, sie müssen ihre eigenen Perspektiven ergreifen, das Land aufzubauen, zu erneuern, um sich dort ein würdiges Leben zu sichern. Mein Schmerz ist weniger geworden, der Stachel sitzt nur noch locker in meinem Herzen, weil ich eingesehen habe, die Welt und die Geschichte lassen sich nicht zurückdrehen. Es ist, wie es ist! In Nordostpreußen habe ich gesehen, wie andere Menschen sich bemühen, aus ihren Möglichkeiten ihre Zukunft aufzubauen.

Ich wünsche mir so sehr, trotz der Veränderungen, die unweigerlich damit verbunden sind, möge der Charme Ostpreußens erhalten bleiben. Möge der Tourismus nicht alles verschlingen, was Ostpreußen so einzigartig macht, die dunklen Wälder, die klaren Seen und der alles überspannende weite, blaue Himmel. Im Laufe der jahrhunderte langen Geschichte Ostpreußens, nach stetigem Aufbau,

Vernichtungen, Trümmern und Not, haben es immer wieder nächste Generationen verstanden, einen Neuanfang zu wagen, durch diese Veränderungen neuen Lebensmut gefunden. Verlieren wir nicht die Hoffnung! Wer weiß schon, wie sich die Geschehnisse in ferner Zukunft entwickeln? Vielleicht werden dort irgendwann wieder starke, deutsche Bauern schreiten über Feld und Flur. Mein Herz wird weit, wenn ich an Ostpreußen denke.

Hier geht es mir gut.

Hier ist jetzt mein Zuhause, aber meine Heimat bleibt Ostpreußen.

Käte Tober geb. Baltruschat aus Ebenrode (Stallupönen), Ostpreußen